

# Deutsche mittelalterliche Stadtanlagen in der Slowakei

## Ein Beitrag zur ostdeutschen Volkstumsgeographie

Von HERBERT WEINELT, Königsberg (Preußen)

(Schluß)

### Der ostdeutsche Kolonialtyp

Die planmäßigen Stadtanlagen mit dem rechteckigen oder quadratischen Platz lassen sich in der Slowakei nur schwer auf eine einheitliche, wirklich alle Formen und Spielarten erfassende Formel bringen. Im Kartenbild ist eine Einteilung in drei Untergruppen versucht worden und es war dabei unvermeidlich, die Grenzfälle und Übergangsformen der einen oder anderen Gruppe zuzuweisen. Unter ostdeutscher Zentralanlage<sup>181)</sup> wird im folgenden ein Marktplatz oder, wie er volkstümlich heißt „Ring“ von quadratischem Grundriß oder doch auch rechteckigem verstanden, in dessen vier Ecken in der Verlängerung der Platzseiten gerade Straßen ausgehen. Die übrigen Straßen ziehen parallel zu den Platzseiten, so daß ein regelmäßiges Schema rechtwinkliger Baublöcke entsteht („Gitteranlage“), von denen sich die äußeren allerdings dem oft rundlichen Zug der Umwehrung anpassen müssen. Leichte Unregelmäßigkeiten sind freilich da und dort vorhanden, sie zeigen aber nur, daß die Anlageart noch nicht zum blutleeren Schema erstarrt war. Das deutsche Rechtecksystem, wie wir die zweite Untergruppe nennen, hat gleichfalls einen viereckigen Platz, der allerdings nicht immer so regelmäßig sein muß wie bei der ostdeutschen Zentralanlage. Das System der vom Platz ausgehenden Straßen ist dann nicht so vollständig, abseits vom Platz wird auch die Form der Baublöcke mehr unregelmäßig. Die dritte Gruppe ist das gestörte Rechtecksystem, das schon weitgehende Unregelmäßigkeiten aufweist und dem auch die Fälle zugezählt sind, wo eigentlich eine recht unorganische rechteckige Platzbildung vorhanden ist.

Das zu sagen war zur Erläuterung der Zeichen auf der Stadtformenkarte notwendig. Im folgenden wird dann aber auch eingehend auf jeden einzelnen Stadtplan eingegangen.

Zum ostdeutschen Kolonialtyp sind wenig Erklärungen notwendig. Ganz allgemein kann gesagt werden, daß in der Slowakei — die hier mit dem Sudetenraum übereinstimmt —<sup>182)</sup> streng regelmäßige Anlagen nur vereinzelt vorkommen. Bei den kleinen Städten genügte der Platz, weitere Gassen waren nicht notwendig. Jeder Bürger hatte eben dann sein Haus am Ring

---

<sup>181)</sup> Die Terminologie und Begriffsbildung ist an HOENIG, Städtebau, S. 29, angelehnt.

<sup>182)</sup> HOENIG, Sudetendeutsche Stadtanlagen, a. a. O.

und die damit verbundenen Vorrechte. Solche im ganzen deutschen Osten nicht seltenen Fälle lassen sich naturgemäß recht schwer eingliedern, sie gehören indes unzweifelhaft zum ostdeutschen Kolonialtyp.

Zur Herkunft des ostdeutschen Kolonialtyps hat W. MÜLLER ganz neue und bisherige Anschauungen über den Haufen werfende Ansichten geäußert<sup>183</sup>). Er geht von der Tatsache der strengen Ausrichtung gerade der planmäßigsten Kolonialstädte auf die Himmelsrichtungen aus, eine Tatsache, die man wohl auch früher keineswegs übersehen hat, die aber in Zusammenhang mit der Ost-West-Lage der Kirchen gebracht wurde, was bei anderen auf Zweifel und berechtigte Ablehnung stieß. MÜLLER hat tiefer gesehen und Verbindungen mit der germanischen sakralen Siedlung herzustellen versucht<sup>184</sup>).

Entwicklungsstufen vermögen wir an den Städten des ostdeutschen Kolonialtyps in der Slowakei selbst nicht abzulesen. Man muß sich stets vor Augen halten, daß die Formen der älteren und teilweise auch der jüngeren Städte fertig in das Land gebracht wurden, d. h., daß Siedler aus verschiedenen Richtungen kamen mit dem Plan, eine Stadt dieser oder jener Anlageform zu erstellen.

Der Wert einer urkundlichen Erstnennung darf gewiß nicht überschätzt werden, denn mehrere Siedlungen können schon Jahre nebeneinander bestehen und nur von einer ist vielleicht eine Urkunde auf uns gekommen. Aber bei Städten ist das doch etwas anders als bei Dörfern. Denn, wenn eine regelrechte Stadt lange Zeit nicht genannt wird, dann ist doch die Annahme berechtigt, daß sie damals noch nicht bestand. Wenn nun die Stadt Karpfen im Gebiet der späteren niederungarischen Bergstädte schon 1238 genannt wird<sup>185</sup>) und dabei von den Saxones de Corpona die Rede ist, so ist dem unbedingt eine besondere Bedeutung zuzumessen, um so mehr, da wir von einer Reihe von Städten genaue Nachrichten über ihre Gründung haben und diese zumeist erst nach der ersten Erwähnung von Karpfen liegen. Bereits 1135 wird der Karpfenbach genannt, an dem die Stadt liegt und von dem sie den Namen erhielt<sup>186</sup>). Dem Bach entlang führte ein für die Kolonisation sehr wichtiger Weg, der vom Süden kommend, die einzige Verbindung zum Bergbaugebiet und weiter über Altsohl in die Neusohler Gegend war. Eine Abzweigung ging nach Schemnitz<sup>187</sup>). Die

<sup>183</sup>) W. MÜLLER, Kreis und Kreuz. Untersuchungen zur sakralen Siedlung bei Italikern und Germanen (Deutsches Ahnenerbe, Abt. 2, Band 10), Berlin 1938, S. 65 ff.

<sup>184</sup>) MÜLLER hat seine These durch spätere Forschungen erheblich festigen können.

<sup>185</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. IV, S. 136 f.

<sup>186</sup>) Ebenda II, S. 83.

<sup>187</sup>) CHALOUPECKÝ, Staré Slovensko, Karte 3.

große dreischiffige romanische Kirche ist im spätromanischen Stil erbaut und zeugt damit ebenfalls für eine Entstehung vor dem Tatareneinfall<sup>188</sup>). Ihre Ausmaße sprechen zudem für ein städtisches Gemeinwesen von allem Anfang an. Allerdings ist von Karpfen noch 1265 und 1266 als von einer villa die Rede, im letzten Jahre sind dann aber auch schon die cives genannt<sup>189</sup>). Den Deutschen von Karpfen wird schon 1244 das Recht der freien Wahl des Richters und des Pfarrers wiederbestätigt<sup>190</sup>). Die Siedlung ist dabei wohl noch älter, als die erste Nennung von 1238 besagt, denn in dem weiter südlich gelegenen Siebenbrot erhalten 1222 zur Kirche in Gran gehörige Leute gewisse Vorrechte. Es scheint, daß es Siedler deutschen Volkstums gewesen sind, denn 1233 wird den deutschen Gästen in Siebenbrot ein eigener Priester zugestanden<sup>191</sup>).

Karpfen bildete gewissermaßen den Mittelpunkt einer bäuerlichen Siedeltätigkeit im Raum der niederungarischen Bergstädte. Sein Recht, das Karpfener Recht, wurde das berühmteste Recht des Gebietes und Karpfen als der Oberhof nahm eine ganz bedeutende Stellung ein. Man hat bislang immer das Karpfener Recht in Gegensatz zum Magdeburger gestellt<sup>192</sup>) und es auch in oberdeutsche Zusammenhänge eingliedern wollen. Klarheit brachte uns erst das durch lange Jahre verschollene Stadtbuch von Sillein im oberen Waagtal; es enthält u. a. eine Aufzeichnung des Magdeburger Rechts aus dem Jahre 1378, die die Schöffen von Karpfen den Silleinern übermittelten<sup>193</sup>). Diese Mitteilung des Karpfener Rechts an Sillein ist in einer Kanzleisprache mit starker bayrischer Färbung geschrieben, was beim Magdeburger Recht einigermaßen auffällt. Karpfen, das durchaus im Strahl- und Einflußbereich des bayrischen Stammesgebietes liegt und das keine Bergstadt war, ist nach der Aussage seiner mittelalterlichen deutschen Kanzleisprache Vorposten und Strahlpunkt des Bayrischen im Gebiet der niederungarischen Bergstädte gewesen<sup>194</sup>). Karpfen hatte nun Magdeburger Recht, die deutsche Siedlung ist für 1238 urkundlich gesichert. Wenn also in jener Frühzeit Leute sich in diesem Einflußbereich südlicher Stadtrechte ihr Magdeburger Recht zusichern ließen, dann besagt das ziemlich eindeutig, daß sie aus einem Bereich gekommen sein müssen, in dem das Magdeburger Recht galt<sup>195</sup>): es waren Ostmitteldeutsche. Sie müssen bald von

<sup>188</sup>) MENCL, Stredoveká architektúra I, S. 202 ff.

<sup>189</sup>) MENCL, Středověká města, S. 43.

<sup>190</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. IV/1, S. 329.

<sup>191</sup>) CHALOUPECKÝ, Staré Slovensko, S. 171, 278.

<sup>192</sup>) So auch ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/1, S. 60 f.

<sup>193</sup>) Lichtbilder der gesamten Rechtseintragung liegen mir vor.

<sup>194</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, § 133.

<sup>195</sup>) Vgl. für die Sudetenländer jetzt die Karte bei W. WEIZSÄCKER, Das Recht,

bayrischen Siedlern überdeckt worden sein, aber in der Frühzeit waren sie jedenfalls da. Das Karpfener Recht, das nach Sillescu gebracht wurde, weist nach Schlesien. Die „Extravaganten“, die es zeigt, gehören zu den bezeichnend schlesischen Eigentümlichkeiten des Magdeburger Rechts. Wenn wir den mutmaßlichen Ausgangsbereich des Karpfener Rechts suchen, dann kommen wir in das Bergbaugesamt von Freudenthal in Sudetenschlesien und nach Mährisch-Neustadt, in dem allein in dieser frühen Zeit — Mährisch-Neustadt erhält 1223 das Recht, das die Freudenthaler seit mindest zehn Jahren genießen — Deutsche unter Magdeburger Recht leben. Freudenthal ist dabei die ältere, größere und in jeder Hinsicht bedeutendere Stadt, es scheint, daß aus ihrem Bereich die Gründer von Karpfen kamen<sup>196</sup>).

Karpfen ist eine Anlage nach dem deutschen Rechtecksystem. Es hat einen regelmäßigen rechteckigen Marktplatz, an dessen östlicher Langseite die alte Straße nach Altsohl geht. Die anderen Platzseiten haben keinen Anschluß an nach außen führende Straßen. Die Stadt, die übrigens erst im 16. Jh. zur Zeit der Türkengefahr ihre Umwehrung erhielt — seit 1553 wurde an der Stadtmauer gebaut<sup>197</sup>) —, hatte demnach nur zwei Stadttore. Die Häuserblöcke sind groß und recht regelmäßig, eine Störung liegt vor allem bei der im 16. Jh. ebenfalls mit Ringmauern mit Ecktürmen umgebenen Pfarrkirche vor. Die Kirche zeigt nun dieselbe Lage neben dem Marktplatz wie in Freudenthal oder in Mährisch-Neustadt. Der Marktplatz ist nicht recht genau nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet.

Die Anlage von Karpfen fügt sich sehr wohl zu den aus dem Magdeburger Recht gewonnenen Erkenntnissen: die Stadtgründer haben auch die Form des Stadtgrundrisses aus ihrer mitteldeutschen Heimat mitgebracht, der in dieser Gegend vereinzelt dasteht.

Karpfen war das ganze Mittelalter hindurch eine deutsche Stadt, in der natürlich fremdvölkische Einsprengsel nicht gefehlt haben. Den Anlaß zum stärkeren Einbruch fremden Volkstums gaben die Hussitenkriege, die Lücken in die Stadtbevölkerung rissen, so daß von König MATTHIAS I. im Jahre 1470 jedem Zuwanderer, der sich ein Haus in der Stadt erbaute, eine Steuerfreiheit von 10 Jahren gewährt wurde<sup>198</sup>). Damals begann ein Zuzug von Slowaken aus den umliegenden Dörfern. Der Beschluß des Reichstages von 1608 über die Gleichberechtigung der einzelnen Völker in den Städten brachte in Karpfen neben 6 deutschen, 3 slowakische und 3 madjarische

---

in: Das Sudetendeutschtum, hgg. von PIRCHAN, WEIZSÄCKER, ZATSCHKE, Band 1, Brünn 1937, nach S. 136.

<sup>196</sup>) Verf., Das Werden der ostmitteldeutschen Kulturlandschaft Freudenthal, Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 3, 1939, S. 610 f.

<sup>197</sup>) ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/1, S. 66.

<sup>198</sup>) Ebenda S. 79 ff.

Stadträte. Es ist begreiflich, daß das Karpfener deutsche Bürgertum seine historisch wohlbegründeten Vorrechte dennoch nicht aufgeben wollte, daß es sich selbstverständlich weigerte, die 1000 Mann zählende madjarisch-slowakische Besatzung, die der Türkengefahr wegen hier liegen mußte, als gleichberechtigt anzuerkennen. 1611 kam eine Verordnung des Palatins, nach der der äußere Rat nunmehr aus je 8 deutschen, madjarischen und slowakischen Bürgern bestehen sollte. Das Deutschtum Karpfens aber war biologisch schon zu geschwächt, um sich auch in der Minderheit behaupten zu können. Nach der Matrikel des evangelischen Pfarramtes sind 1586 noch 66 deutsche Kinder getauft worden, 1615 waren es nur mehr 23, denen 54 Taufen slowakischer Kinder gegenüberstanden. 1644 wurden 13 deutsche und 155 slowakische Taufen festgestellt, 1650 war das Verhältnis 11 : 87. Hatten 1615 noch 355 Deutsche und 896 Slowaken das Abendmahl genommen, so war das Verhältnis im Jahre 1650 nur mehr 267 : 1831 und neben 2 deutschen wurden 32 slowakische Taufen gezählt. Das Deutschtum war demnach im stärksten Zurückgehen begriffen. Noch 1666 wurde ein deutscher lutherischer Prediger angestellt, der 1673 wieder die Stadt verließ.

Deutschfeindliche Anordnungen haben den Rückgang des deutschen Volkstums beschleunigt. Denn als solche Maßnahme ist doch die Verordnung von 1611 zu werten, nach der auch 8 Madjaren in den äußeren Rat gewählt werden sollten. Ein volklicher Hintergrund war ja dafür keineswegs gegeben.

Die älteste ostdeutsche Zentralanlage in der Slowakei ist Leutschau, die Hauptstadt der Zipser Sachsen. Leutschau ist auffallend groß geplant, etwas atypisch mutet nur der große Marktplatz an, der mehr als dreimal so lang wie breit ist und auf dem die schöne, durch ihre reiche Innenausstattung weithin bekannte Jakobskirche steht. Der Marktplatz ist wiederum, und zwar genauer nach den Himmelsrichtungen orientiert als der in Karpfen. Die Häuserblöcke sind streng regelmäßig, die Ummauerung fügt sich weitgehend der rechtwinkligen Planung. SCHÜRER<sup>199)</sup> hat angenommen, daß die eiförmige Südspitze der Stadt erst einer späteren Erweiterung entstammt, daß die ursprüngliche Stadtanlage sich nur bis zu der Querstraße südlich des Minoritenklosters erstreckt habe. Dort seien auch Spuren einer einstigen Mauer zu erkennen. Stimmt das, dann muß die Zufahrtstraße durch das südliche Tor, das Niedertor, durch eine vordem breitere Straße gegangen sein, da sie sich heute sogleich hinter dem Tor gabelt und so in zwei Armen zum Marktplatz führt. Das ist eine recht verbreitete und auch verkehrstechnisch und städtebaulich günstige Regelung. Die Entstehung der Stadt Leutschau ist nicht ganz geklärt. Die Jakobskirche, die sicher gleichzeitig

<sup>199)</sup> SCHÜRER und WIESE, Deutsche Kunst in der Zips, S. 30.

mit der Stadt erstand, wurde wohl um 1300 begonnen<sup>200</sup>). Da 1309 das Minoritenkloster gestiftet wurde, so muß damals die Planung der umwehrten Stadt bereits festgelegt worden sein. Falls vorher schon eine Siedlung an der Stelle der Stadt Leutschau stand, dann ist sie bei der Gründung der Stadt weggerissen worden. Der eigentliche Vorläufer der Stadt Leutschau kann diese Siedlung nicht gewesen sein, weil unfern der Stadt eine Flur „Alt-Leutschau“ heißt<sup>201</sup>). Hier ist das bei der Gründung der Stadt verlassene Dorf Leutschau zu suchen.

Aber schon dieses Dorf Leutschau hatte einen Vorrang vor den übrigen Zipser Siedlungen, denn es wurde 1271 durch das große Privileg der Zipser Sachsen zum Sitz ihres Richters bestimmt<sup>202</sup>), noch 1278 wird Leutschau villa genannt<sup>203</sup>), erstmalig als civitas erscheint der Ort im Privileg König KARL ROBERTS für die Zipser Sachsen. Die rechtliche Erhebung zur Stadt und dann die Anlage dieser Stadt selbst zeugt für das gefestigte Zipser Deutschtum. Die Stadtplanung ist nicht aus der eigenständigen Kraft des Zipser Deutschtums erwachsen, es sind offenbar geschulte Landmesser aus dem mitteldeutschen Osten herangezogen worden. Ebenso wenig zeigt ja die Jakobskirche die bodenständigen Elemente, sondern vielmehr ostmärkische und auch westfälische Züge<sup>204</sup>). Bezeichnend für die deutsche Siedlung in der Zips ist sonst durchaus die Straße bzw. der damit verwandte Straßenanger oder, wie er bei städtischen Siedlungen passender genannt wird, der Angermarkt<sup>205</sup>). Davon war ja schon oben bei Käsmark und Zipser Neudorf die Rede. Leutschau fällt damit durchaus aus den Rahmen des Üblichen heraus, es erscheint nicht traditionsgebunden in seiner Anlage.

Im heutigen deutschen Volksgebiet der Oberzips, d. h. in dem Raum, in dem sich das eigentliche Zipser deutsche Volkstum ohne weitergehende andere deutsche stammliche Einflüsse erhalten hat, gibt es dann nur noch eine der Leutschauer Grundrißgestaltung eng verwandte Anlage: Alt-Lublau. Diese Stadt aber liegt, wie bereits oben unter Pudlein ausführlich dargelegt wurde, auf dem schlesischen Siedlungsboden der Oberzips, in dem Randstreifen, der in den Anfängen der Besiedlungszeit nicht zum ungarischen Staat, sondern zu Polen gehörte. Die Stadt Alt-Lublau hatte einen ländlichen Vorläufer; dieses Dorf war 1292 zusammen mit

<sup>200</sup>) Ebenda S. 38; O. SCHÜRER, Deutscher Kirchenbau in der Zips, Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 1, 1937, S. 608 ff.

<sup>201</sup>) MENCL, Středověká města, S. 111.

<sup>202</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. V/1, S. 132 f.

<sup>203</sup>) MENCL, Středověká města, S. 108.

<sup>204</sup>) SCHÜRER, Deutscher Kirchenbau in der Zips, a. a. O. S. 609.

<sup>205</sup>) Verf., Zur Deutschtumsgeographie der Slowakei, Zeitschrift für Erdkunde 7, 1939, S. 226.

Kniesen verpflichtet worden, der Stadt Pudlein beim Bau der Umwehrung beizustehen<sup>206</sup>). 1342 wurde dann dem Dorf Lublau ein Privileg des Königs zuteil<sup>207</sup>), durch das es aus den Machtbefugnissen des Burggrafen der Burg Lublau ausgeschieden und mit Kaschauer Recht — nicht etwa mit Zipser — begabt wurde. Der heutige Stadtgrundriß bietet nicht den geringsten Anhaltspunkt für die Annahme, das Dorf Lublau sei durch Ausbau zur Stadt geworden. Der Grundriß erinnert in manchem an die Planung von Leutschau, wenn auch Alt-Lublau erheblich kleiner ist. Der Platz ist ganz regelmäßig rechteckig und auf ihm steht in der Längsachse die Pfarrkirche, der Platz schien damit vielleicht auch nach der Ansicht seiner Erbauer wie die Kirche genau orientiert zu sein. Allein das ist nicht der Fall. Wenn tatsächlich die Absicht vorhanden war, Kirche und Platz zu orientieren, dann hat das der Landmesser verdorben; die Abweichung macht wohl mehr als 30 Grad aus. Die von Osten kommende und dem Tal der Popper entlang führende Straße gabelt sich wie die Südstraße Leutschaus und führt in zwei Armen zum Marktplatz. Die Kirche auf den Marktplatz zu stellen ist nun keineswegs bei den Städten nach dem ostdeutschen Zentralschema oder bei den deutschen Rechteckanlagen außerhalb der Slowakei üblich. Sowohl in Leutschau als auch in Alt-Lublau stehen die Pfarrkirchen am Ring, wir werden dasselbe später noch bei einer Reihe von Städten, die in die hier zu behandelnde Gruppe gehören, so z. B. bei Groß-Steffelsdorf, Banowitz, Stropko usw. feststellen können. Das wird eine bodenständige Tradition sein, ist es doch bei den östlichen Städten mit Angermark durchaus üblich, die Pfarrkirche in die Mitte des Marktes zu stellen.

Am Marktplatz in Alt-Lublau zeigt noch ein Teil der Häuser Lauben. Die Baublöcke sind recht regelmäßig, wäre das vom Ringabgehende Straßennetz vollständiger, dann müßte Alt-Lublau zu den Zentralanlagen gestellt werden. Die Umwehrung ist nicht mehr erhalten, läßt sich aber noch gut aus dem Verlauf der Straßenzüge und dem Gelände erschließen; sie hatte eine ovale Form.

Die schönste und ausgeprägteste Stadtanlage nach dem ostdeutschen Zentralschema ist Sillein an der Mündung der Kischütz in die Waag, dort errichtet, wo der alte über den Jablunkapaf und Teschen aus Schlesien kommende Weg in die Waagtalstraße einmündete. Bei Sillein teilte sich der Teschner Weg; eine Straße führte stromabwärts gegen Trentschin, die andere stromaufwärts in die Liptau. Ein dritter, weniger bedeutender Arm ging nach Süden dem Rajetzer Bach entlang. Die von Schlesien kommende Straße war auch der Anmarschweg der Gründer der Stadt Sillein; sie waren aus der deutschen Stadt Teschen bzw. aus seiner engsten Um-

<sup>206</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. VI/1, S. 230.

<sup>207</sup>) Ebenda IX/1, S. 50 f.

gebung gekommen. Sie brachten das ihnen gewohnte Teschner Recht mit — das sie dann als „ausländisches“ gegen das Karpfener Recht vertauschen mußten — und die deutsche Mundart dieses Raumes, die ihren Niederschlag in den bodenständigen Eintragungen des Stadtbuches hinterlassen hat<sup>208</sup>). 1208 hören wir von der terra de Selinan<sup>209</sup>), es gibt auch eine kleine romanische Kirche hier<sup>210</sup>); doch die deutsche Stadt Sillein ist erst zu Beginn des 14. Jh.s, und zwar allem Anschein nach schon im ersten Jahrzehnt gegründet worden. 1321 schreibt der König von den hospites nostri de Sylna<sup>211</sup>). Da die Stadt kein ländliches deutsches Weichbild hatte — deutsches Bauerntum in der unmittelbaren Umgebung bisher noch nicht nachgewiesen werden konnte, so daß es zumindest nur schwach vertreten sein kann — und das deutsche Bürgertum durch Aussiedlung im Gefolge von Ortsgründungen obendrein geschwächt wurde, so macht sich frühzeitig fremdes Volkstum bemerkbar. Bereits 1381 fordern die Slowaken Gleichberechtigung, d. h. die Hälfte der Ratsmitglieder<sup>212</sup>). Sie hatten aber noch nicht die Kräfte, diese für die Stadtführung wichtigen Posten tatsächlich zu besetzen<sup>213</sup>), die Einträge in das Stadtbuch sind bis 1429 deutsch, dann durch mehrere Jahre lateinisch und erst 1451 wird das Slowakische städtische Amtssprache. Der Abbruch der deutschen Einträge fällt genau mit dem Einzug der Husitenbanden in Sillein zusammen.

Sillein, der westliche Pfeiler des Schlesiertums in der Slowakei, ist zugleich die klarste Anlage nach dem ostdeutschen Zentralschema. Das scheint kein Zufall zu sein.

Der fast genau quadratische Ring ist noch heute von Laubenhäusern umgeben, wengleich an einigen Stellen die alten Wölbungen geschmack- und stillosen Eisenbetonkonstruktionen weichen mußten. Auch zwei der vom Platz wegführenden Straßen haben an einer Seite noch Lauben. Die Baublöcke sind recht regelmäßig rechteckig — allerdings nicht so regelmäßig wie in Leutschau —, wenn man von den an der einstigen Stadtmauer gelegenen absieht, die sich deren rundlichen Zug anpassen mußten. Die Pfarrkirche liegt bezeichnenderweise nicht am Ring, sondern abseits. Zu ihr führt ein eigenes schmales Gäßlein vom Marktplatz her, wie das so oft

<sup>208</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, § 135.

<sup>209</sup>) V. CHALOUPECKÝ, Kniha Žilinská (Prameny Učené společnosti Šafaříkovy, Band 5), Preßburg 1934, S. XVII.

<sup>210</sup>) MENCL, Stredoveká architektúra, S. 338 f.

<sup>211</sup>) Dazu und zum folgenden CHALOUPECKÝ, Kniha Žilinská, S. XVIII ff.; vgl. auch KAINDL 2, S. 146.

<sup>212</sup>) V. CHALOUPECKÝ, Privilegium pro Slavis, Bratislava 10, 1936.

<sup>213</sup>) Darüber und über den Vorgang der Entdeutschung ausführlich Verf., Die Slowakisierung der Stadt Sillein im Mittelalter, Wörter und Sachen 1939.

bei den deutschen Stadtgründungen des mährisch-schlesischen Beskidenvorlandes der Fall ist<sup>214</sup>). Die Pfarrkirche, um die der Friedhof lag, wurde später ummauert. Die Befestigung ist noch heute gut erkennbar, nach den Schlüsselscharten in dem alleinstehenden Turm zu schließen, ist sie bis in späte Zeit instand gehalten worden. Trotz der vielen Veränderungen, die der Aufriß der Stadt Sillein besonders in den letzten Jahrzehnten erfuhr, hat die Stadt ihr deutsches Gesicht bis heute erhalten.

Die Siedlungstätigkeit der Silleiner Bürger in der Umgebung der Stadt läßt bald eine kleine deutsche Stadt nördlich von Sillein erstehen: Königsberg an der Kischütz. 1325 ist dieses Städtlein nach Silleiner Recht gegründet worden; Stadtrichter wird HEINRICH VON HORNITZ<sup>215</sup>). Königsberg an der Kischütz hatte einen wohl bedeutungslosen ländlichen Vorläufer Lethezyn, ihren ursprünglichen deutschen Namen scheint die Stadt bald verloren zu haben, vielleicht, da die Bergstadt Königsberg bei Schemnitz knapp vor 1350 entstand und sich schnell zu einem bedeutenderen Ort entwickelte als es das kleine Landstädtchen an der Kischütz war. Für dieses taucht 1358 der Name Nova Civitas auf<sup>216</sup>), wohl nur die Übersetzung für ein deutsches „Neustadt“, das dann auch von der heutigen slowakischen Bezeichnung Kysucké Nové Město fortgesetzt wird. Das Städtlein bestand sicher zuerst nur aus den Häusern um den Marktplatz, vielleicht standen auch einige an der Straße, an der die Pfarrkirche liegt. Der Marktplatz ist rechteckig, zum Teil stehen noch an ihm Laubenhäuser. Das völkische Schicksal von Königsberg an der Kischütz ist ganz dunkel, es wird sich aber kaum erheblich von dem von Sillein unterschieden haben. Das deutsche Bürgertum, das zahlenmäßig recht schwach gewesen zu sein scheint, muß bald der Umvolkung anheimgefallen sein. Königsberg war stets ein offenes Städtchen.

Unter der Beteiligung von deutschen Bürgern aus Sillein, deren Stärke wir freilich nicht kennen und die wir kaum zu hoch veranschlagen dürfen, scheint auch das Städtlein Priewitz südlich von Deutsch-Proben entstanden zu sein. Ein Dörflein Priewitz wird schon 1113 erwähnt<sup>217</sup>). Im 14. Jh. galt in Priewitz das Recht von Sillein und man möchte deshalb annehmen, daß es bereits damals zur Anlage des Städtleins gekommen sei, zumal die Stadtplanung sehr an Sillein erinnert. Der Priewitzer Marktplatz

<sup>214</sup>) E. LANGER, Beziehungen der mährischen Walachei zum Beskidenvorland in Landschaft, Bevölkerung und Besiedlung. Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren 1, 1939, S. 290.

<sup>215</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 240; KAINDL 2, S. 257.

<sup>216</sup>) MENCL, Středověká města, S. 123.

<sup>217</sup>) ŠMILAUER, Vodopis starého Slovenska, S. 92 f.

ist nahezu quadratisch, das von den Platzecken ausgehende Straßensystem ist so regelmäßig, daß man die Anlage fast zu den ostdeutschen Zentralanlagen rechnen könnte. Zur Gründungszeit bestand auch dieses Städtchen kaum aus viel mehr als aus den Häusern am Ring und einigen wenigen an den abgehenden Straßen. Die Kirche liegt wie in Königsberg a. d. Kischütz an einer der vom Platz ausgehenden Straßen. Alle drei Städte, Sillein, Königsberg a. d. Kischütz und Priewitz sind in ihren Plätzen genau orientiert. Auch Priewitz war nicht ummauert.

Priewitz muß zunächst ein untertäniges Städtchen gewesen sein, da es dem Weinitzer Burggrafen unterstand. Erst 1382 wurde es durch eine königliche Verfügung aus dessen Machtbereich ausgeschieden, es erhielt das Recht von Ofen und drei Dörfer wurden seinem Gericht unterstellt<sup>218</sup>). Auch das Patronat über die Pfarrkirche erhielt es damals. Wir haben aber kaum Anlaß zu vermuten, erst damals sei die städtische Anlage mit dem Ring erstanden. Denn dann müßten wohl die Spuren des älteren deutschen, nach Silleiner Recht lebenden Dorfes im heutigen Stadtplan ablesbar sein; dieses hätte wohl nicht so ohne weiters verschwinden können wie ein slawischer Weiler. Von einem Dorf fehlt aber jede Spur.

1433 wurde Priewitz von den Hussiten hart mitgenommen<sup>219</sup>).

Sillein war der westliche Eckpfeiler des deutschen Schlesiertums in der Ostslowakei, ihm entsprach im Osten Bartfeld im ehemaligen Komitat Scharosch als zweiter schlesischer Pfeiler. Trotz des gleichen Stammestums der Siedler sind doch die Wurzeln des Bürgertums nicht ganz dieselben. Bartfeld bildete den Mittelpunkt des großen schlesischen Siedlungsgebietes mit den Ortsnamen auf „-hau“ auf dem jetzt slowakischen Boden<sup>220</sup>). Dieses Gebiet der Hausiedlungen setzt sich dann weit über die ehemals ungarisch-polnische Grenze nach Galizien hinein fort, wie denn überhaupt der Ursprung dieses Deutschtums im Dunajetzschlesiertum zu suchen ist. Bartfeld ist 1320 durch LORENZ, Sohn des LORENZ, gegründet worden<sup>221</sup>), nachdem er schon 1312 mit den Vorbereitungen zur Gründung begonnen hatte<sup>222</sup>). 1320 war es dann so weit, daß erstmalig von der civitas nostra de Bartpha die Rede ist. LORENZ als Lokator hatte zwei Löhne, die Vogtei und das Recht, eine Mühle zu erbauen, erhalten. Wie bei allen späteren Stadtgründungen in der Slowakei, so war auch nach Bartfeld Volk aus

<sup>218</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. X/1, S. 60.

<sup>219</sup>) MENCL, Středověká města, S. 125.

<sup>220</sup>) Verf., Dunajetzschlesische Siedlung in der Slowakei, Deutsche Monatshefte 6, 1939, S. 128 ff.

<sup>221</sup>) Daß die Stadt bereits im 13. Jh. begründet wurde, wie öfter zu lesen ist, stimmt keineswegs.

<sup>222</sup>) S. TÓTH, Sáros vármegye monografiája. Ofenpest 1912, Band 3, S. 337.

den schon bestehenden Städten des nordungarischen Gebietes herbeigeströmt. Aber die Stadt ist nicht allein aus der deutschgalizischen Wurzel, auf die vor allem das bäuerliche Deutschtum des Raumes zurückging, und aus jener slowakeideutschen Wurzel erwachsen, es waren auch Bürger aus einem oberschlesisch-südschlesischen Gebiet gekommen, die deutlich an ihren Herkunftsnamen zu erkennen sind. Wir finden folgende Orte vertreten: Neisse, Neustadt (Oberschlesien oder Nordmähren?), Bolzenstein, Troppau, Grottkau, Liebenthal bei Hotzenplotz, Glatz, Falkenberg, Jauer, Gleiwitz, Teschen, Hirschberg, Botenwald im Kuhländchen<sup>223</sup>). Dem schlesischen Volkstum der Stadtgründer entspricht die Anlage nach dem ostdeutschen Kolonialschema, die bis heute rein erhalten ist, denn die Mauern der Stadt Bartfeld und ihre Türme sind zwar verfallen, aber immer noch vorhanden. Nur stellenweise ist in jüngerer Zeit da und dort ein Stück gänzlich beseitigt worden. Der Hauptplatz, wie ihn die letzten Deutschen Bartfelds nennen, bildet ein langgestrecktes Rechteck und erinnert ein wenig an den Leutschauer Platz. In der Mitte steht das schöne Rathaus aus den Zeiten des Überganges der Gotik zur Renaissance. An der nördlichen Schmalseite des Platzes steht die Egydikirche, unmittelbar dahinter lief bereits die Stadtmauer. Der Abschluß des Platzes ist auf dieser Seite etwas unmotiviert vom Standpunkt der Planung aus, wenngleich die Lösung städtebaulich außerordentlich wirkungsvoll ist und ein sehr eindrucksvolles Bild geschaffen hat. Die Langseite des Platzes ist genau nach Norden ausgerichtet. Die beiden großen Blöcke östlich und westlich des Platzes mußten mit einer Gasse durchschnitten werden, da sie sonst ein Zugangshindernis gebildet hätten. Die äußeren Blöcke passen sich dann der Führung der Stadtmauer an. Bartfeld war eine sehr gut befestigte Stadt. Vor der eigentlichen Stadtmauer lief noch ein Zwinger und vor diesem wieder lag ein ausgemauerter Graben. Im Norden war diese ohnedies schon starke Befestigung noch durch eine Mauer verstärkt. Die Stadtmauer war mit Türmen gut verstärkt, die vier Stadttore hatten besondere Torzwinger. Bartfeld bildete auch einen wichtigen Stützpunkt des außerdem noch Leutschau, Kaschau, Preschau und Klein-Zeben umfassenden Fünfstädtebundes. Nicht nur volklich und kulturell, sondern auch geistesgeschichtlich bildete Bartfeld einen wichtigen Vorposten des Deutschtums. Hat doch in Bartfeld LEOPOLD STÖCKL im 16. Jh. ein Gymnasium nach dem Plane MELANCHTHONs geschaffen<sup>224</sup>), hat doch hier damals auch eine deutsche Schauspielkunst geblüht<sup>225</sup>). 1578 hatte DAVID GUTGESELL die erste Buchdruckerei

<sup>223</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 251.

<sup>224</sup>) Es besteht als slowakische Oberschule noch heute nach vielen Wandlungen.

<sup>225</sup>) Das Stadtarchiv enthält zahlreiche Belege dafür.

in diesem Raum in Gang gebracht<sup>226</sup>). Bartfeld war lange bis in die Neuzeit hinein unbestritten deutsch. Bezeichnenderweise erhält noch 1530 die Bürgerschaft von FERDINAND I. ein Privileg, das den „Polen und Slawen“ das Bürgerrecht verweigerte<sup>227</sup>)! Das städtische Deutschtum war deshalb so gefestigt, weil Bartfeld ein gutes und starkes deutsches Hinterland hatte, neben den Dörfern mit Namen auf „-hau“ begegnen auch andere, so z. B. Scheibe und Reichwald. Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß hier auch deutsches Bauerntum durch Jahrhunderte seßhaft war. Wenn man auch annimmt, daß bei den zahllosen späteren Dorfgründungen mit den Namen auf „-hau“ auch fremdes Volkstum unter deutscher Führung stärkstens beteiligt war, so kommen wir damit doch nicht den Ursachen für die Entdeutschung der rein deutschen Siedlungen nahe, zumal sie sich durchaus in einer geographischen Schutzlage<sup>228</sup>) befanden. Es scheint, daß Seuchen erst in der Neuzeit den Bestand des deutschen Bauerntums so dezimiert hatten, daß der Rest sich gegenüber den fremdvölkischen Zuwanderern, die in alle Dörfer einzogen, nicht behaupten konnte<sup>229</sup>). Bis gegen Ende des 18. Jh.s war die Stadtführung von Bartfeld nicht nur deutsch<sup>230</sup>), die Deutschen waren auch sonst in der Mehrzahl, an zahlreichen Dokumenten für ein noch längeres Weiterbestehen des deutschen Volkstums mangelt es keineswegs — wird doch von 1840—1880 am Bartfelder Gymnasium in deutscher und slowakischer Sprache unterrichtet, dann folgt im Zuge der Madjarisierung die madjarische Unterrichtssprache —, dennoch geriet besonders unter den deutschfeindlichen Maßnahmen der ungarischen Regierung, die das deutsche Volkstumsbewußtsein tatsächlich weitgehend zum Erlöschen bringen konnte, das biologisch ohnehin gefährdete Deutschtum in eine immer hoffnungslosere Lage. Es ist aber bezeichnend, daß am evangelischen Friedhof in Bartfeld die deutschen Inschriften bis in unsere Tage überwiegen, während sie früher allein das Feld beherrschten. Die ältesten bodenständigen Bartfelder Deutschen sind noch in die deutsche Schule gegangen.

Wenn man davon absieht, daß infolge eines Stadtbrandes die Häuser mit der Traufe zum Platz und zur Straße stehende Dächer erhielten, dann ist Bartfeld in seinem Gepräge eine durchaus deutsche Stadt, wie man sie

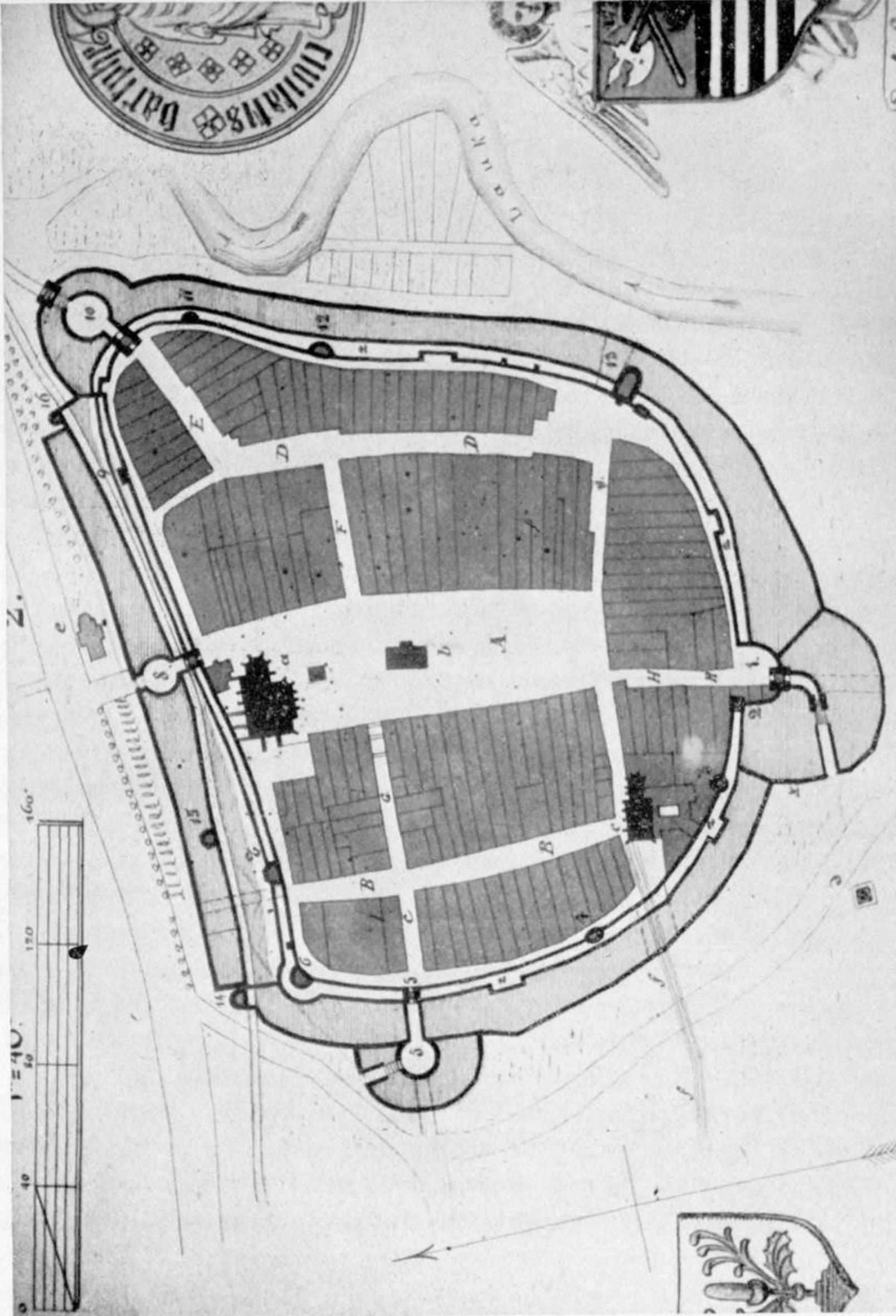
<sup>226</sup>) ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/1, S. 95.

<sup>227</sup>) KAINDL 2, S. 119.

<sup>228</sup>) Zu diesem Begriff siehe W. KUHN, Die Bedeutung der geographischen Schutzlage für Kremnitz, Deutsch-Proben und andere Deutschtumsgebiete. Geographischer Jahresbericht aus Österreich 17, 1933, S. 8 ff.

<sup>229</sup>) Diesen Hinweis verdanke ich dem Verwalter des Bartfelder Archivs, Prälaten G. ŽEBRACKÝ.

<sup>230</sup>) J. KRPELEC, Bardejov a jeho okolie dávno a dnes. Bartfeld 1935, S. 53.



7-1-2

Del. Victor Mýřkovský 1889



freilich in solcher Eigenart nur selten im mitteldeutschen Osten sieht. Für das Schicksal der Stadt ist folgendes bezeichnend: Am Platz steht ein Haus von 1556 mit einem schönen Renaissanceportal mit einem Sippenzeichen und einer deutschen Inschrift, darüber ist noch ein Adelswappen gemalt. Und in dem Raum, in den das Portal führt, ist eine dreckige jüdische Schenke. Das deutsche Bürgertum zog fort und starb aus, die slawische Bevölkerung war ländlicher Art ohne städtische Erfahrung und so konnte sich der Jude breit machen.

Als die schlesischen Siedler östlich von Bartfeld ihre „Häue“ immer tiefer in den ungarisch-galizischen Grenzwald vortrieben, da wurde dann auch hier die Schaffung eines städtischen Gemeinwesens notwendig und es entstand das Städtlein Stropko an der Ondava und der Straße, die von Süden, aus der Ebene her kommend zum Duklapaß führte. An diese Straße, die auch für das Städtlein die Hauptverkehrsader blieb, wurde gegen Osten der annähernd quadratische Stadtplatz angefügt. Die ältesten Bauten standen um den Platz und entlang der Straße. Auf dem Platz wurde die große Pfarrkirche errichtet, die in ihren ältesten Teilen in die Mitte des 14. Jh.s zurückreicht<sup>231)</sup>. Wir dürfen schließen, daß die Gründung von Stropko spätestens um dieselbe Zeit erfolgte, da die Kirche sicher für ein städtisches Gemeinwesen bestimmt war. Stropko wird aber auch nicht viel älter sein, denn es handelt sich sicher um eine Tochttersiedlung von Bartfeld, das ja selbst nicht viel früher erstand. An urkundlichen Nachrichten zur Stadtwerdung ist nichts vorhanden. 1430 wird Stropko oppidum genannt<sup>232)</sup>. Die enge Verbindung mit der Mutterstadt deuten auch die zahlreichen deutschen und lateinischen Briefe an, die sich im Bartfelder Stadtarchiv befinden. Die Schreibsprache dieser Briefe ist schlesisch<sup>233)</sup>. Heute bietet Stropko das Bild des Verfalls. Über die Entdeutschung der Stadt wissen wir vorläufig noch nichts, heute ist sie vollständig verjudet. Der Hausbau ist nicht als städtisch anzusprechen<sup>234)</sup>. Kleine, allein — also nicht zusammengebaut — stehende ebenerdige Häuschen, die ihre Schmalseite mit einem Walmdach zur Straße kehren, geben dem Stadtbild das Gesicht einer bescheidenen, kaum kleinstädtisch anzusprechenden Siedlung. Wohl fehlt es eben am Platz nicht an stockhohen Bauten, doch sie sind allesamt erst jung und völlig traditionslos. Die innere Stadt, d. h. der Markt und die Hauptstraße, werden vollständig von den Juden beherrscht, sie haben die Häuser unglaublich verwahrlosen lassen und sie haben in das Stadtleben wesentlich osteuropäische Züge gebracht.

<sup>231)</sup> MENCL, Středověká města, S. 107.

<sup>232)</sup> FEJÉR, Cod. dipl. Hung. X/7, S. 230.

<sup>233)</sup> Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, § 136.

<sup>234)</sup> Darauf weist auch MENCL, a. a. O. S. 107.

Zu weiteren Stadtgründungen, die mit Bartfeld in Zusammenhang zu bringen wären, ist es nicht gekommen.

Ob man die Stadt Groß-Steffelsdorf, die nunmehr zu Ungarn geschlagen wurde, in Beziehung zum östlichen schlesischen Deutschtum der Slowakei setzen darf, ist sehr fraglich. Wir wissen überhaupt gerade vom einstigen deutschen Volkstum in dieser Gegend sehr wenig. Groß-Steffelsdorf ist eine Stadt nach dem ostdeutschen Zentralsystem<sup>235</sup>). Der Marktplatz und die einzelnen Baublöcke sind recht genau rechtwinklig, aber zu schematisch. Hier war kein begabter Stadtplaner am Werk, sondern ein recht durchschnittlicher Landmesser. Groß-Steffelsdorf war eine untertänige Stadt und auf Wunsch ihres Eigentümers, des Klausenburger Erzbischofs, wird die Siedlung von König KARL ROBERT im Jahre 1334 mit Ofener Recht bewidmet und ihr gestattet, sich eine Stadtmauer mit Türmen zu erbauen. Damals wird es zur Anlage der Stadt gekommen sein. Man wundert sich nur, daß die vorangegangene dörfliche Siedlung keinen Nachklang in der Stadtplanung hinterlassen hat. Das Dorf aber lag wohl an einer anderen Stelle, es war zudem eine Bergbausiedlung. Vom Bergbau auf Gold ist hier schon 1268 die Rede, zwei Jahre später sind die hospites im Ort genannt. Es waren wohl Deutsche. Die Stadt Groß-Steffelsdorf aber war keine Bergstadt, sondern eine Gewerbe- und Handelsstadt. Der ursprüngliche Aufriß ist durch Um- und Neubauten nicht mehr zu erkennen, auch die Kirche, die mitten am Marktplatz steht, ist ein Neubau. Von den Stadtmauern hat sich ebenfalls nicht der geringste Rest erhalten, der durchaus regelmäßige, nur rechteckige Blöcke zeigende Stadtplan bietet auch keinen Anhaltspunkt zu ihrer Feststellung. Man möchte aber annehmen, daß die Stadtumwehrung ebenfalls rechteckig gewesen ist. Auf die Frage nach der mutmaßlichen Herkunft der Stadtgründer kann nicht einmal eine auch nur halbwegs zu begründende Antwort gegeben werden. Der Lage der Stadt nach müßte auf bayrisches oder doch vornehmlich bayrisches Volkstum geschlossen werden. Wenn auch Bayern in der Slowakei keine solchen oder ähnlichen Städte geschaffen haben, so spricht das noch durchaus nicht gegen eine bayrische Gründung; es kann ja ohne weiteres eine Übernahme der Form vorliegen. Es kann sich allerdings ebensogut um eine Gründung vornehmlich durch Schlesier — denn andere Mitteldeutsche kommen kaum in Frage — handeln. Und dann kommt eben als Ausgangsgrundlage das schlesische Gebiet der Ostslowakei mit Bartfeld als Hauptort in Frage. Wahrscheinlich strömte Volk aus verschiedenen, schon älter deutsch besiedelten Gegenden des ehemaligen Nordungarn zusammen. Nordöstlich von Groß-Steffelsdorf läßt sich nun tatsächlich

<sup>235</sup>) Dazu und zum folgenden MENCL, *Středověká města*, S. 117 ff.

schlesisches Volkstum nachweisen, und zwar im Bereich der Gömörstädte Rosenau und Schitnich. 1427 hören wir in der Nähe der Stadt Schitnich von einer Siedlung Vágás und Peterwagasa<sup>236</sup>). Es sind die üblichen Madjarisierungen von Haunamen (madjarisch vágása = [sein] Hau). Für Redová ist weiter „Neuhau“ zu belegen. Das schlesische Volkstum um Rosenau und Schitnich war immerhin so stark, daß es Spuren in der Mundart des Gebietes hinterlassen hat<sup>237</sup>). Das heißt also, daß Hausiedler aus dem Bartfelder Bereich unfern von Groß-Steffelsdorf eingesetzt worden sind. Ob dieser Hinweis einen fruchtbaren Ansatzpunkt bietet, wird die künftige Forschung lehren.

In der Mittelslowakei, im Gebiet der niederungarischen Bergstädte, gibt es dann noch drei Stadtanlagen vom ostdeutschen Kolonialtyp, die vom Standpunkt der Volkstumsgeographie nicht mit der oben S. 464 behandelten Stadt Karpfen zusammengehören. Die deutschen Siedlungen des niederungarischen Bergbaugesbietes bilden in ihrer verschiedenen Herkunft auch für die Erforschung der Stadtgrundrisse dankenswerte Probleme.

Die freie und Hauptbergstadt Kremnitz ist erst eine späte Gründung von 1328<sup>238</sup>), die Gründungsurkunde ist auf uns gekommen. Sie zeigt uns einen ganz anderen Vorgang als bei der Anlage etwa der Bergstädte Königsberg, Pukanz, Libethen und Bries, die im wesentlichen auf Binnensiedlung zurückgehen werden. Wirtschafts- und finanzpolitische Erwägungen König KARL ROBERTS aus dem Haus Anjou waren für die Gründung von Kremnitz maßgeblich. Schon vor dem Werden der Stadt war wohl der Goldreichtum des „Volle Henne“ genannten Berges bei Kremnitz bekannt geworden, dazu kam die Einrichtung einer Münzprägestätte nach dem Vorbild und Muster von Kuttenberg in Böhmen. Beides hat den raschen Aufschwung von Kremnitz veranlaßt, das dann auch Sitz der königlichen Kammer wurde. Damit war seine Vorrangstellung vor den anderen Bergstädten der Umgebung entschieden. Ihren Namen hat die Stadt (wie auch Schemnitz) von dem vorbeifließenden Bächlein erhalten.

Nach Kremnitz waren Münzsachverständige aus Kuttenberg gekommen, die die Freiheiten ihrer Heimatstadt mitbrachten. Dennoch geht das Kremnitzer Bergrecht nicht unmittelbar auf das Kuttenberger und Iglauer Recht

<sup>236</sup>) J. HANIKA, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugesbiet (Deutschtum und Ausland, 53. Heft). Münster i. W. 1933, S. 32; KAINDL 2, S. 157.

<sup>237</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 268.

<sup>238</sup>) K. SCHÜNEMANN, Die Gründung von Kremnitz und das Kremnitzer Bergrecht. Karpathenland 1, 1928, S. 146 ff.; M. MATUNÁK, Z dejin slobodného a hlavného banského mesta Kremnice. Kremnitz 1928, S. 83 ff.; HANIKA, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung, S. 13 ff.

zurück<sup>239</sup>). Wieder begegnen uns Herkunftsnamen aus dem oberschlesisch-südschlesischen Raum, die uns schon in Neusohl und dann wohl auch in Bartfeld beschäftigten; wir finden in den Namen folgende Orte vertreten: Jägerndorf, Hotzenplotz, Neisse, Kosel, Reichenstein, Fulnek und Füllstein (bei Hotzenplotz), und dann ein Kreuzberg und wohl auch Troppau<sup>240</sup>). Selbstverständlich waren auch Siedler aus den schon vorhandenen Deutschumsgebieten auf dem Gebiet der jetzigen Slowakei herbeigeströmt. Dennoch wird der Anteil der Kuttenger nicht zu niedrig veranschlagt werden dürfen, denn sonst wäre wohl nicht das Recht dieser Stadt eingeführt worden. Der Grundriß von Kremnitz ist denkbar einfach: ein nicht ganz regelmäßig gelungener, sicher rechteckig gedachter Platz, von dem nur einige wenige Straßen abgehen. Für die unregelmäßige Gestaltung des Marktplatzes ist das gegen die Stadtpfarrkirche, die als Stadtburg befestigt war, erheblich ansteigende Gelände verantwortlich zu machen. Kremnitz bietet sogar ein Musterbeispiel für die Anlage eines Rechteckplatzes auf dazu keineswegs geeignetem Gelände. Den wenigen vom Marktplatz abgehenden Straßen entsprechen die fünf Häuserblöcke, die um den Platz liegen. Mehr enthielt die eigentliche Stadt nicht, denn die Hinterseiten der um den Markt stehenden Blöcke stießen unmittelbar an die Stadtmauer an. Das Stadtbild wird von der Kirchenburg beherrscht, die, von Wall, Graben und doppelter Mauer mit Türmen umgeben, zugleich der Stützpunkt der gesamten Stadtverteidigungsanlage gewesen ist. Erst im 15. Jh. ist die Marienkirche auf dem Platz gebaut worden<sup>241</sup>).

Das Straßennetz, das auf dem Kremnitzer Platz seinen Ausgangspunkt nimmt oder besser gesagt, wo die von Süden von Altsohl, von Osten von Neusohl und von Norden aus dem Turz kommenden Straßen zusammen treffen, muß dann doch etwas mehr Rücksicht auf das Gelände nehmen als der Stadtplatz. So geht die nach Norden durch das Obertor führende Straße nicht, wie man dies erwarten würde, in der Platzecke heraus, sondern ein Stück östlich davon und das Eck ist hier vollständig geschlossen. Sowohl die Straße nach Neusohl als auch die nach dem Turz wurde von der Kirchenburg beherrscht, die man, da in ihr auch das Rathaus errichtet wurde, als Stadtburg bezeichnen kann.

Den Gründern der Stadt Kremnitz waren große Rechte verliehen worden, so erhielten sie unter anderem zwei Meilen Landes um die Stadt, eine Zusage, die die Könige schon deshalb nicht halten konnten, weil ihnen das Verfügungsrecht über den so umrissenen Raum gar nicht mehr zustand.

<sup>239</sup>) SCHÜNEMANN, Die Gründung von Kremnitz und das Kremnitzer Bergrecht, a. a. O. S. 150 ff.

<sup>240</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 229.

<sup>241</sup>) MENCL, Středověká města, S. 136.

Es ist auch begreiflich, daß die Kremnitzer Bürger dann auf den ihnen feierlich verbrieften Boden nicht ohneweiters verzichten wollten und daß sie mit großer Hartnäckigkeit immer wieder ihre Ansprüche erhoben<sup>242</sup>).

Kremnitz war bis in das vorige Jahrhundert eine vornehmlich deutsche Stadt, noch heute hat sich hier eine starke deutsche Minderheit erhalten. Die Stadt ist zum Teil entdeutscht worden, obwohl sie ein starkes deutsches Hinterland, die Kremnitzer deutsche Volksinsel hat. Die Wurzeln dieser bäuerlichen Siedlung um Kremnitz liegen wo anders als die des städtischen Deutschtums: die Dörfer sind in ihrem Kern von schlesischen Siedlern aus dem Hausiedlungsgebiet der Ostslowakei errichtet worden<sup>243</sup>). Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache von Kremnitz ist das Spiegelbild der deutschen Volkstumsmischung in der Stadt. Neben den mitteldeutschen und bayrischen Zügen fehlt es nicht an einem Einschlag aus der Zips, auch schwer faßbare westdeutsche Spuren scheinen sich abzuzeichnen<sup>244</sup>).

Der zweite städtische Mittelpunkt der heutigen Kremnitz-Deutsch-Probener Volksinsel — so werden mit Recht die Kremnitzer und Deutsch-Probener Deutschtumsinseln zusammengefaßt — ist das Städtlein Deutsch-Proben; es ist die einzige Stadt der Slowakei, die ihr deutsches Volkstum im großen ganzen unvermindert bis heute erhalten konnte. Die deutschen Dörfer um die Stadt bieten die Gewähr, daß Deutsch-Proben auch weiterhin deutsch bleiben wird. Das Städtlein hat einen geräumigen, etwa quadratischen Platz — er ist der erste „Adolf-Hitler-Platz“ in der Slowakei —, von dem aus vier Straßen abgehen, und zwar drei in der Mitte je einer Platzseite, die vierte an einem Eck. Diese Art der Straßenführung fällt auf. Die wenigen anderen Straßen außerhalb des Platzes sind erst später zugewachsen, so daß das Schema der ursprünglichen Anlage denkbar einfach gewesen ist. Die Pfarrkirche steht in der Front der südlichen Platzseite. Deutsch-Proben ist spätestens 1337 entstanden<sup>245</sup>), es war sicher von allem Anfang an als Marktort für die noch zu rodende und zu besiedelnde Umgebung gedacht. Das Nachbardorf von Deutsch-Proben, Zeche, ist wahrscheinlich 1339 gegründet worden und bis in das 15. Jh. hinein wird eine Hausiedlung nach der anderen angelegt. Deutsch-Proben war keine Bergstadt, sie liegt auch schon außerhalb des Gebietes der niederungarischen Bergstädte, aber sie muß unbedingt in Zusammenhang mit Kremnitz ge-

<sup>242</sup>) ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/1, S. 40 ff., bringen es freilich fertig in ihrem Bestreben, Unverträglichkeit und Bruderzwist gewissermaßen als Leitmotive der karpathendeutschen Volksgeschichte herauszustellen, auch hier den Kremnitzern die Schuld zuzuschreiben.

<sup>243</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 252 ff.

<sup>244</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 232 ff.

<sup>245</sup>) HANIKA, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung, S. 23 ff.

sehen werden, mit dessen Deutschtumsinsel eben engste volkliche Beziehungen bestehen. Zum anderen zeigt auch schon der Name des Dorfes Zeche allein an, daß der Bergbau hier eine Rolle gespielt hat. Zudem sind auch genug unmittelbare Nachrichten über den Bergbau vorhanden. Das Dorf Klein-Proben wird 1448 Aranypróna genannt<sup>246)</sup>, das ist so viel wie „Gold-Proben“. Die erste urkundliche Nachricht über das Bestehen des Städtchens Deutsch-Proben selbst stammt erst von 1393<sup>247)</sup>. Da ältere Archivalien weder unmittelbare noch mittelbare Aussagen über die Herkunft der Gründer des Städtleins geben, so muß diese Frage vorderhand offen bleiben. Es ist aber doch wahrscheinlich, daß es wie die Begründer der Dörfer um die Stadt Mitteldeutsche gewesen sind.

Noch eine vordem zum Bund der niederungarischen Bergstädte gehörende Siedlung, Bries im oberen Grantal, ist eine Anlage nach dem ostdeutschen Kolonialschema. 1380 sind die Bürger und Gäste in Bries an der Gran genannt, ihnen wird das Recht der freien Wahl des Pfarrers und Richters erteilt und bestimmt, daß sie sich nach den Rechtsbestimmungen von Schemnitz zu richten haben<sup>248)</sup>. Ein Jahr darauf werden diese Bestimmungen erneut bestätigt<sup>249)</sup>. Bries hat unter den niederungarischen Bergstädten eine recht bescheidene Rolle gespielt, es war später nur dem Namen nach dabei und auch nur mehr dem Namen nach Bergstadt<sup>250)</sup>. Die Stadt hat einen recht stattlichen rechteckigen Marktplatz, auf dem in neuerer Zeit eine Kirche und das Rathaus errichtet worden sind. Die alte Pfarrkirche steht abseits des Platzes an der der Gran stromaufwärts führenden Straße. Der regelmäßigen Platzanlage entspricht nicht die Gestaltung des davon ausgehenden Straßennetzes. Hauptverkehrsader ist die der Gran entlang ziehende Straße, die an der einen Platzseite vorbeigeht. Am Platz zweigt die Neusohler Straße ab, die ähnlich wie in Kremnitz nicht aus der Platzecke, sondern ein Stück daneben hinausführt. Man gewinnt den Eindruck, daß die erste Stadtanlage wieder aus nicht viel mehr als aus dem Platz bestand. Dem weiteren Ausbau nach städtischer Art stand vielleicht im Wege, daß das Deutschtum recht rasch zurückging. Ältere Quellen, die uns über die völkischen Verhältnisse im Mittelalter verläßlich Aufschluß geben könnten, fehlen bislang. Wenn man von lateinischen Stücken absieht, dann gilt nach den schmalen Beständen des Stadtarchivs in Bries bereits in der ersten Hälfte des 16. Jh.s das Slowakische als Amtssprache. Die Stadt war im Mittelalter kaum befestigt. Alleinstehende Tore — d. h. wohl nicht durch Mauern, aber durch Pali-

<sup>246)</sup> ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/1, S. 55.

<sup>247)</sup> FEJÉR, Cod. dipl. Hung. X/2, S. 165.

<sup>248)</sup> FEJÉR, Cod. dipl. Hung. IX/5, S. 390 f.

<sup>249)</sup> A. HREBLAY, Brezno a jeho okolie, 1928, S. 114 f.

<sup>250)</sup> ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/2, S. 38 ff.

saden verbundene — wurden angesichts der Türkengefahr im Jahre 1538 errichtet<sup>251</sup>), auf Grund des Artikels 27 des Reichstages von 1578 werden dann Stadtmauern unter Beteiligung der in Betracht kommenden Komitate erstellt<sup>252</sup>). Es scheint sich jedoch mehr um einen papierenen Beschluß zu handeln, denn über den tatsächlichen Bau der Stadtbefestigung haben wir von 1650—1678 genaue Nachrichten<sup>253</sup>). Bries ist später in recht regelmäßigen Baublöcken erweitert worden, ohne daß sich in diesem Ausbau die einstige Führung der Stadtmauern abzeichnen würde. Bries ist wahrscheinlich vor allem durch Binnensiedlung aus dem Gebiet der älteren Bergstädte entstanden, sein Volkstum dürfte sich wie das der anderen niederungarischen Bergstädte aus mitteldeutschen und bayrischen Anteilen zusammengesetzt haben. Doch das ist nur eine Vermutung, denn sichere Hinweise haben wir nicht, die Bewidmung mit Schemnitzer Recht ist das einzige, was in eine bestimmte Richtung weist. Auch aus den nicht eben häufigen Anhaltspunkten für eine deutsche ländliche bzw. bergmännische Siedlung in der Umgebung von Bries lassen sich keine rechten Grundlagen gewinnen, es wäre zudem fraglich, ob sie auch für die Stadt zutreffen würden.

Hingegen ist es bedeutend wahrscheinlicher, daß die deutsche bergmännische Siedlung in die Liptau übergegriffen hat<sup>254</sup>). Der einstige Hauptort der Liptau, Deutsch-Lipsch, erhält bereits 1263 einige Freiheiten<sup>255</sup>) und 1330 die Vorrechte der „anderen deutschen Städte“, 1340 endlich das Recht von Karpfen<sup>256</sup>). Aber schon das erste Privileg, das übrigens auch auf rechtliche Beziehungen zu Schemnitz weist, enthielt die grundsätzlich notwendigen Voraussetzungen für das Entstehen einer deutschen Siedlung: freie Wahl des Richters und Pfarrers, Zoll- und Mautfreiheit und das Recht, Erze zu suchen. Von wann freilich der große Marktplatz stammt, ist schwer zu sagen. Er ist nicht eben regelmäßig geraten, doch mag der etwas ungerade Verlauf der Platzseiten erst durch die späteren Um- und Ausbauten entstanden sein. Wir dürfen ja bei den kleinen Städten keineswegs mit von allem Anfang „städtischen“ Häusern rechnen, so ein mittelalterliches kleines Städtlein mag nicht viel anders ausgesehen haben wie etwa der heutige verschlafene Platz von Rosenberg (vgl. Abb. 1 und 2). Erst wenn Handel und Gewerbe oder der Bergbau einen gewissen Wohl-

<sup>251</sup>) MENCL, *Středověká města*, S. 147.

<sup>252</sup>) ERNYEY und KURZWEIL, *Deutsche Volksschauspiele* II/1, S. 40.

<sup>253</sup>) Ebenda II/2, S. 787 und HREBLAY, a. a. O. S. 119 und 131.

<sup>254</sup>) Verf., *Die untergegangene Deutschtumsgruppe der Liptau. Südostdeutsche Forschungen* 3, 1938, S. 335 ff.

<sup>255</sup>) FEJÉR, *Cod. dipl. Hung.* IV/3, S. 9 ff.

<sup>256</sup>) KAINDL 2, S. 155 und 214.

stand begründet hatten, dann entstanden die der Stadt angemessenen Bauten. Der Marktplatz von Deutsch-Lipsch ist ein sehr großes und langgestrecktes Rechteck, dessen Längsachse nach der Nord-Süd-Linie ausgerichtet ist. In der Mitte des Platzes erhebt sich die Pfarrkirche, nördlich vom Platz an der nach Rosenberg führenden Straße steht die alte Spitalskirche von 1339<sup>257)</sup>. Wir können daraus nur vermuten, daß damals der Marktplatz bestand, überhaupt, daß in dieser Zeit Deutsch-Lipsch als städtische Siedlung bereits bestand. Es war wohl hier wie anderwärts auch ein stetiger Entwicklungsweg vom Markt zur Stadt möglich, ohne daß wir immer die Urkunden besitzen, um den Zeitpunkt der Stadtwerdung genauer festlegen zu können. Denn auch eine nur als Markt begründete Siedlung kann sehr wohl einen städtischen Grundriß haben. Da die Deutsch-Lipscher Pfarrkirche frühgotische Reste enthält<sup>258)</sup>, so kann angenommen werden, daß auch die Anlage des Marktes noch aus dem 13. Jh. stammt. Deutsch-Lipsch hat kaum eines so großen Marktplatzes bedurft und in der Neuzeit wurden denn dann auf dem sozusagen brach liegenden großen Platz auch Hausbauten errichtet, die das Stadtbild, wie wir es für das Mittelalter anzunehmen haben, stark verwischen. Nicht eben sehr für einen städtischen Charakter spricht die Tatsache, daß über die Längsseite des Platzes der Lutschiankabach ungestört seinen Lauf nimmt. Das Straßen- und Wegesystem, das an den Platz anknüpft, zeigt keine straffe Planung, es mutet mehr oder weniger wie zufällig entstanden an. Deutsch-Lipsch war nie ummauert. Die Stadt war bis weit in die Neuzeit hinein ein Stützpunkt des deutschen Volkstums gewesen, ohne daß wir vorderhand Genaueres über die Umvolkung sagen können. Noch 1628 bestätigen Richter und Rat der „löblichen alten Bergstadt Deutsches Luppisch“ einem gewissen NIKOLAUS LANGWIESNER, daß er „rechter deutscher Nation und guter Art“ sei<sup>259)</sup>. In der nur spärlich überlieferten mittelalterlichen deutschen Schreibsprache von Deutsch-Lipsch zeigen sich südliche, wohl dem Bergstädterischen entstammende Züge, dann fehlt es auch nicht an mitteldeutschen Eigenheiten. Liegt doch die ganze Liptau im Strahlbereich des großschlesischen Raumes.

Auch St. Niklaus in der Liptau muß zu den deutschen Rechteckanlagen gezählt werden. Es war und ist ein bescheidenes Städtlein an der alten, im Waagtal von der Zips gegen Rosenberg führenden Straße. In diese Straße ist der langrechteckige Marktplatz von St. Niklaus eingespannt worden, und zwar so, daß die Straße in der Linie der einen Schmalseite des Platzes mündet und ihn in der anderen Schmalseite in der gleichen

<sup>257)</sup> FEJÉR, Cod. dipl. Hung. VIII/4, S. 409.

<sup>258)</sup> MENCL, Středověká města, S. 87, Anm. 198.

<sup>259)</sup> Verf., Die untergegangene Deutschtumsgruppe in der Liptau, a. a. O. S. 338.

Richtung wieder verläßt. Sonst gehen nur noch zwei Gassen vom Platz ab, beide bei der Pfarrkirche, die am südlichen Ende des Platzes steht. Die alte Stadtanlage hat wiederum aus nicht mehr bestanden als aus den Häusern um den Platz und den Bauten ein kurzes Stück entlang der durchziehenden Straße. Da die Urkunden über das mittelalterliche St. Niklaus sehr spärlich sind, so läßt sich nichts annähernd Genaueres zur Stadtwerdung sagen. Da aber die dreischiffige Kirche aus den achtziger Jahren des 13. Jh.s stammt<sup>260</sup>), so darf man annehmen, daß wohl schon damals der Plan für eine Marktsiedlung vorlag. Von den deutschen Stadtgründern wissen wir gar nichts, weder von ihrer Herkunft, noch von ihrer Slowakisierung. Aber schon 1508 erhalten die Schustergesellen von St. Niklaus slowakische Satzungen<sup>261</sup>). Daraus geht hervor, daß das Slowakentum damals die Oberhand hatte.

Das westlich der Liptau im ehemaligen Komitat Turz gelegene Städtlein St. Martin ist ebenfalls in die Gruppe der deutschen Rechteckanlagen einzuordnen, wenngleich es sich schon um einen deutlichen Grenzfall handelt, ist doch der langrechteckige, nicht ganz regelmäßig geratene Marktplatz durch die ein stattliches Stück zu einer durchaus regelmäßig und planvollen Marktstraße erweiterten Silleiner Straße sozusagen verlängert. Am Marktplatz selbst steht die Pfarrkirche inmitten des Friedhofes und das ganze Städtlein macht einen weitgehend ländlichen Eindruck. Die ursprüngliche Stadtanlage hat aus nicht mehr bestanden als aus dem Marktplatz und der Marktstraße; einige wenige Häuser werden auch an den abzweigenden Gassen errichtet worden sein. Das Städtlein hatte ein Dorf als Vorstufe, von dem sich noch die Kirche herleitet, die in ihren ältesten Teilen aus der zweiten Hälfte des 13. Jh.s stammt<sup>262</sup>). Im Jahre 1340 werden den Deutschen von St. Martin durch ein königliches Privileg die Rechte von Karpfen verliehen<sup>263</sup>). Wird die Siedlung hier oppidum genannt, so heißt sie 1359, nachdem sie neue Vorrechte erhalten hatte, bereits civitas regalis<sup>264</sup>). Die Verleihung des Karpfener Rechts weist auf Beziehungen zu den niederungarischen Bergstädten bzw. zu deren Bereich. Dann lassen sich allerdings auch unmittelbare zur ostschlesischen Herzogsstadt Teschen verfolgen<sup>265</sup>), doch mag der Zuzug ostschlesischer Deutscher ein geringer gewesen sein. St. Martin liegt nahe bei der Deutsch-Probener deutschen Volksinsel und nahe der einst deutschen Stadt Sillein, also in einem durchaus schlesischen

<sup>260</sup>) MENCL, Středověká města, S. 91.

<sup>261</sup>) J. HOUDEK im Sborník Muz. Spol. Slov. 30, 1936, S. 28.

<sup>262</sup>) MENCL, Středověká města, S. 125.

<sup>263</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. VIII/4, S. 439.

<sup>264</sup>) MENCL, Středověká města, S. 125.

<sup>265</sup>) M. JERŠOVÁ, Nemecká kolonizácia v Turci. Časopis pro dejiny venkova 24, 1937, S. 129 ff.

Bereich. Das ist aber auch schon alles, was vom einstigen Deutschtum des Städtleins gesagt werden kann.

Uns fiel bereits oben das Prinzip der Straßenverbindung mit dem Marktplatz beim Städtlein Deutsch-Proben auf. Ganz nach demselben System ist nun Banowitz errichtet. Diese kleine Stadt hat einen nicht ganz regelmäßig geratenen rechteckigen Platz, von dem an drei Seiten in der Mitte Straßen abgehen, die vierte nimmt an einer Ecke ihren Anfang. Alles andere außer dem Platz und den vier ausgehenden Straßen ist jüngeren Ursprungs. Es scheint, daß bei Banowitz eine Burg aus romanischer Zeit stand und die zugehörige Siedlung war lange nichts anderes als ein Dorf<sup>266</sup>). Aus den Machtbefugnissen des Kastellans der Burg wurde Banowitz erst 1376 ausgeschieden; von König LUDWIG erhielt es gleichzeitig seine Freiheiten und Rechte<sup>267</sup>). Banowitz hat als Stadt wie in der Gegenwart so auch in der Vergangenheit kaum eine Rolle gespielt. Wieder ist das Schicksal des deutschen Volkstums in Dunkel gehüllt. Es sei hier lediglich darauf aufmerksam gemacht, daß nach einem zeitgenössischen Bericht im Jahre 1605 die kaiserliche Soldateska (Wallonen unter dem Feldherrn Basta) die Bevölkerung in Banowitz regelrecht zu Tode geschunden hat. Die 28 Ratsherren, die Schreiber und dergleichen wurden niedergehauen, dann neun umliegende Dörfer ganz ausgebrannt<sup>268</sup>). Man könnte vermuten, daß das Deutschtum damals sein Ende gefunden hat. Die Ähnlichkeit der Grundrisse von Banowitz und Deutsch-Proben ist so groß, daß Beziehungen keineswegs von der Hand zu weisen sind, wenn wir sie auch nicht nachweisen können.

Von den oberungarischen Bergstädten sind drei dem ostdeutschen Kolonialtyp zuzuordnen: Göllnitz, Schmöllnitz und Rosenau, das bei der Grenzveränderung im Jahre 1938 an Ungarn kam.

Der Hauptort der Zipser Gründe und Vorort der oberungarischen Bergstädte, Göllnitz, erhielt von König BELA IV. (1235—1270) alle die Rechte und Freiheiten, deren der schon bestehende Bergort bedurfte, um eine Stadt zu werden<sup>269</sup>), 1282 werden alle Privilegien von König LADISLAUS erneut bestätigt<sup>270</sup>). Die Stadt war damals schon so gefestigt, daß sie der Mittelpunkt einer reichen deutschen Siedlungstätigkeit in den „Gründen“ sein konnte. Die Siedlung Göllnitz war als Bergort sicher rasch gewachsen

<sup>266</sup>) MENCL, Středověká města, S. 133.

<sup>267</sup>) V. CHALOUPECKÝ, Středověké listy ze Slovenska (Slovenský archiv, Band 1). Preßburg und Prag 1937, S. 176 f.

<sup>268</sup>) KL. LORENZ, Aus der Leidensgeschichte der Zipser Deutschen. Der Oberschlesier 21, 1939, S. 483. — Lorenz sieht allerdings die Zipser als die Slowakeideutschen schlechthin an, wie aus dem irreführenden Titel seines Beitrages hervorgeht.

<sup>269</sup>) KAINDL, Geschichte der Deutschen, Band 2, S. 163.

<sup>270</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. V/2, S. 345.

und als sie dann Stadt wurde, erhielt sie als äußeres Kennzeichen wie auch als Marktort für die Umgebung einen Marktplatz, für den kein eben sonderlich günstiger Standort ausgesucht wurde; er konnte sich jedenfalls nicht recht zum Mittelpunkt der Siedlung entwickeln. Der Platz wurde unter der Burg ausgesteckt, von der wir nicht wissen, ob sie älter ist als die Siedlung und deren Beziehungen zu Göllnitz überhaupt noch reichlich unklar sind<sup>271)</sup>. Der Platz hat eine trapezförmige, an ein Langrechteck anklingende Grundrißform, er steigt in der Richtung der Schmalseiten ein gutes Stück an und bot also nicht das erwünschte, möglichst ebene Marktgelände. Denn, obwohl Göllnitz eine mit Schemnitzer Recht begabte Bergstadt war, so bildete sie dennoch auch die Marktstadt für die Umgebung. Am Göllnitzer Marktplatz steht wohl das Gemeindehaus und der Bau des Stadtamtes, aber sonst fehlt es an städtischen Gebäuden, wenn man von traditionslosen Häusern hier in den Straßen absieht. Das Straßenbild von Göllnitz wird vielmehr beherrscht vom bezeichnenden Zipser Haus mit dem sogenannten gebrochenen Giebel, das hier in der Stadt genau so wie in der Stadt Zipser Neudorf und ebenso wie in den Zipser deutschen Dörfern ebenerdig ist, im Gegensatz zu den zweigeschossigen, durchaus der Zipser Tradition folgenden Häusern in den Hauptstraßen von Käsmark. Wie sehr diese Häuser von den kleinen slowakischen Häuschen verschieden sind, braucht hier nicht erörtert werden. Für uns ist die Feststellung wichtig, daß die durchaus nicht unbedeutende Bergstadt Göllnitz den eigentümlichen deutschen Zipser Hausbau folgte, ohne sich durch eine nicht bodenständige Hauskultur beeinflussen zu lassen. Das vom Platz abgehende Gassensystem mutet auf dem Lageplan so halbwegs regelmäßig an, ist es aber in Wirklichkeit weniger wegen der ländlichen Bauweise entsprechenden Haustyps. Gewissermaßen die Achse der Stadt Göllnitz bildet die von der Oberzips kommende und gegen die Bergstadt Schmöllnitz führende Straße, als deren Erweiterung der Marktplatz anzusprechen ist. Parallel zu dieser Straße geht aus dem oberen Platzeck eine breite Gasse ab, die ebenfalls nur auf dem Lageplan als wesentlicher Weg erscheint, in Wirklichkeit aber nur hinter den Häusern herum und allerdings auch zur Kirche führt. Von Häuserblöcken darf man in Göllnitz eigentlich nicht sprechen, da ein Hof neben dem anderen steht. Stillose Bauten haben sich freilich da und dort dazwischen geschoben. Jedenfalls ist das System der Wege und Gassen nicht regelmäßig, aber doch auch nicht planlos. Göllnitz ist auch heute noch eine vornehmlich deutsche Stadt.

Göllnitz war der Stütz- und Ausgangspunkt einer regen, vorwiegend bergmännischen Siedlungstätigkeit, auf die auch Schmöllnitz zurück-

<sup>271)</sup> MENCL, Středověká města, S. 93.

geht. Von König KARL ROBERT wird die Bergsiedlung im Jahre 1327 zur Stadt erhoben<sup>272</sup>). 1332 werden der Stadt zwei Meilen Landes im Umkreis gegeben, was stark an die fast gleichzeitig erfolgte Begabung der gleichen Fläche Landes an Kremnitz erinnert (siehe weiter oben). Aber auch hier war der Wert des Geschenkes problematisch, da der König gar nicht über die Fläche frei verfügen konnte. Als Schmöllnitz Stadt wurde, ist der Platz ausgesteckt worden, der trotz des dafür ungünstigen Geländes auffallend regelmäßig geworden ist. Er ist nahezu quadratisch, die leichten Unebenheiten der Platzfronten haben ihre Ursache in späteren baulichen Veränderungen. Für die Gesamtanlage war wie in Göllnitz eine Straße maßgeblich, und zwar die von Rosenau nach Göllnitz. In die diesem Weg entlang entstandenen Häuser der ersten Bergleute ist dann der Platz hineingesetzt worden, die Siedlung hat sich dann vor allem in der Richtung der oben genannten Verkehrsader weiter entwickelt. Das Wegenetz ist im großen ganzen wohl etwas regelmäßiger als in Göllnitz, aber durchaus nach ländlicher Art. Die Führung der an den Platz anschließenden Gassen und Straßen zeigt wie in Göllnitz keine straffe Planung und wird wieder durch den ländlichen Charakter der Höfe bestimmt. D. h., daß das regelmäßige Bild des Lageplanes nicht genau die Wirklichkeit spiegelt.

Auch Schmöllnitz hat sein vorwiegend deutsches Volkstum bis heute behaupten können. Über die Herkunft der deutschen Siedler in den Zipser Gründen finden sich noch im neuesten Schrifttum viele haltlose Behauptungen. Das deutsche Volkstum der Gründe setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen, aus einem bäuerlichen, aus der älter deutsch besiedelten Oberzips gekommenen und aus den Bergleuten aus dem Gebiet der niederungarischen Bergstädte. Brachten diese schon einen stark bayrischen Einschlag mit, so wurde er noch vermehrt durch eine augenscheinlich unmittelbare Zuwanderung aus bayrischen Stammeslandschaften<sup>273</sup>). Wie in allen rasch aufstrebenden Bergbaugebieten so wird auch hier Volk aus den verschiedensten Alt- und Neusiedelgebieten herzugeströmt sein, das hatte aber auf die Formung des zipsgründlerischen Deutschtums letztlich keinen Einfluß. Die unter die unregelmäßigen deutschen Rechteckanlagen einzuordnenden Stadtgrundrisse von Göllnitz und Schmöllnitz gehören nach den bisher in der Slowakei gewonnenen Erfahrungen eher in „nördliche“ als in „südliche“ Zusammenhänge. Mit dem Zipser Anteil kann man sie freilich nicht so leicht in ursächliche Verbindung bringen. Aber es sind wohl die Bergleute für die Stadtanlage verantwortlich zu machen und wir kämen dadurch in die niederungarischen Bergstädte, in deren Raum aber nur Karpfen eine verwandte Anlage aufweist. Hier ist ein Fall, in dem mit

<sup>272</sup>) C. WAGNER, *Analecta Scepusii sacri et profani*, Band 1, Wien 1774, S. 210ff.

<sup>273</sup>) Verf., *Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache*, S. 262 f.

einer Fragestellung, die nur unmittelbare volkliche Grundlagen bei der Wahl der Grundrisse gelten lassen wollte, nicht weiter zugekommen ist. Das späte Schmöllnitz bietet hier kein Problem, nur das ältere Göllnitz. Aber zur Zeit seiner Stadtwerdung war wohl der viereckige Platz schon weit bekannt und angewandt.

Zu den oberungarischen Bergstädten gehörte auch die bereits im ehemaligen Komitat Gömör gelegene Stadt Rosenau, die wie die Bergstädte in den Gründen allmählich entstand. Das läßt sich auch recht gut an den ständig erweiterten Freiheitsbriefen ablesen. Rosenau wird erstmalig 1291 genannt, und zwar gleich in Zusammenhang mit dem Bergbau<sup>274</sup>). 1320 spricht König KARL ROBERT von der villa seu civitas Rosenau<sup>275</sup>), d. h., daß damals über die rechtliche Stellung noch keine Klarheit herrschte. Weitere Privilegien wurden der Siedlung von demselben König im Jahre 1340 und dann noch von König LUDWIG dem Großen zuteil. 1410 ist dann endlich Rosenau königliche Freistadt<sup>276</sup>). Die große Kirche, die sichtlich von allem Anbeginn für eine bedeutendere Siedlung bestimmt gewesen ist, dürfte um 1300 erbaut worden sein<sup>277</sup>). Wir werden nicht fehlgehen mit der Annahme, daß bereits damals auch der nahezu genau quadratische Marktplatz ausgesteckt wurde. Aus der Nordecke des Platzes führt eine breitere Straße zur Pfarrkirche, und dann weiter nach Dobschau, aus der Mitte der Südseite geht eine Straße ab, die sich bald hinter dem Platz gabelt; ein Arm führt nach Schitnich, der andere nach Pleißnitz. Aus der Ostseite des Platzes gehen zwei Gassen ab, eine etwa in der Mitte, die andere neben der Südecke des Platzes. Jene führt nach Schmöllnitz und gewinnt so den Anschluß nach Kaschau. Dann geht noch eine Straße aus der Ost-ecke des Platzes ab. Die Häuserblöcke um den Platz zeigen wieder keine scharfe Planung, ohne dabei eigentlich unregelmäßig zu sein. Das deutsche Volkstum der Stadt Rosenau war wie das der ganzen Gegend aus einer weitgehenden Stammesmischung entstanden. Wir finden in der älteren Kanzleisprache neben bayrischen auch ostmitteldeutsche und zipserische Züge<sup>278</sup>). Das Rosenauer Deutschtum ist zunächst durch slowakische Unterwanderung geschwächt und dann durch Madjarisierung untergegangen. Wir sehen dieses Schicksal deutlich am allmählichen Untergang der deutschen evangelischen Gemeinde sich vollziehen, die sich gegen die immer stärker anwachsende madjarische evangelische Gemeinde zu Beginn des

<sup>274</sup>) CHALOUPECKÝ, Staré Slovensko, S. 179.

<sup>275</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. VIII/2, S. 248.

<sup>276</sup>) MENCL, Středověká města, S. 153.

<sup>277</sup>) Ebenda.

<sup>278</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 266 ff.

18. Jh.s schon im Hintertreffen befindet<sup>279</sup>). Im 16. Jh. herrschte auch in den Dörfern bei Rosenau noch an vielen Stellen das deutsche Volkstum zumindest vor<sup>280</sup>).

Von der Umwehrung Rosenaus ist heute nichts mehr festzustellen. Die in der Mitte des Marktplatzes stehende Kirche stammt aus der Barockzeit wie auch der dabei befindliche Friedhof. Nur der Turm, an den diese Barockkirche angebaut wurde, ist alt, er stand ursprünglich frei da<sup>281</sup>).

Die letzten in diese Gruppe gehörigen Stadtanlagen liegen in der Westslowakei und sie stehen nach unserem bisherigen Wissen außerhalb der in diesem Abschnitt bisher aufgezeigten volklichen und geschichtlichen Zusammenhänge, zum Teil bieten sie auch neue formenkundliche Fragestellungen. Diese drei Städte sind Waag-Neustadtl, Freistadtl und Topoltschan.

Eine streng regelmäßige Anlage, die noch aus dem 13. Jh. stammt, ist Topoltschan. Ihre Frühgeschichte ist ebenso in Dunkel gehüllt wie vorläufig noch ihre Volksgeschichte. 1271 wird Topoltschan bereits als civitas erwähnt<sup>282</sup>). Wir würden wegen der eigenartigen Stadtplanung hier gerne etwas mehr über die deutschen Stadtgründer wissen, doch fehlt es sogar an Anhaltspunkten. Auch über das spätere Schicksal des Deutschtums der Stadt wissen wir noch nichts. Topoltschan hat einen langrechteckigen Platz, über den schräg die von Neutra gegen Priewitz gehende Straße seit alters führt. Der Platz ist heute teilweise verbaut. Die Barockkirche, die auf ihm steht, setzt augenscheinlich die ältere Pfarrkirche fort. Die beiden kleinen Rechteckblöcke daneben sind erst dann entstanden, als man den großen Marktplatz nicht mehr für notwendig hielt. Bezeichnend für die Stadtanlage sind nun die regelmäßigen, auffallend langen rechteckigen Häuserblöcke, die das Stadtbild beherrschen. So liegt an der einen Schmalseite des Platzes ein solcher Block, an einer der beiden Langseiten liegen drei Blöcke, an der anderen zwei. Das Straßennetz ist streng regelmäßig: nur in der Verlängerung der beiden Schmalseiten läuft eine Straße über den Platz, dazu kommt an der einen Schmalseite noch eine in der Mitte abgehende Straße. Wenn diese auch auf der anderen Seite fehlt, so möchte man nach dem Straßensystem doch fast von einem „süddeutschen Längsmarkt“ sprechen oder besser von einer von diesem Anlageprinzip<sup>283</sup>) beeinflussten Form. Allerdings ist der Platz für diese Zuordnung noch etwas zu breit und zu wenig lang. Von der einstigen Umwehrung der Stadt ist

<sup>279</sup>) J. MIKULIK, Magyar kisvárosi élet 1526—1715. Rosenau 1885.

<sup>280</sup>) Verf., Das Stadtbuch von Zipser Neudorf und seine Sprache, S. 22, 24.

<sup>281</sup>) MENCL, Středověká města, S. 153.

<sup>282</sup>) Ebenda S. 75.

<sup>283</sup>) A. HOENIG, Deutscher Städtebau in Böhmen. Berlin 1921, S. 25 ff.

nichts mehr übrig, wir haben darüber auch keinerlei schriftliche Nachrichten, aber wir können aus den langen Blöcken um den Markt recht gut auf eine annähernd viereckige Stadtwehr schließen.

Das Prinzip des süddeutschen Längsmarktes, bei dem ein langgestreckter, oft schon straßenartiger Platz vorhanden ist und an dessen Schmalseiten eine Gasse durchläuft, während in der Richtung der Längsachse nur eine Straße eben durch die Mitte dieser Schmalseiten hindurchzieht, hat dann möglicherweise auf die Planung von Waag-Neustadtl eingewirkt. Die Anknüpfung der Straßen folgt genau dem Schema, nur daß der Markt nicht die bezeichnende Langform zeigt, er ist nur etwas doppelt so lang wie breit. Ob man aber sowohl den Grundriß von Topoltschan wie auch den von Waag-Neustadtl weder dem einen noch dem anderen Typ zuteilen, sondern beide Anlagen am besten als Mittelformen zwischen dem ostdeutschen Kolonialschema und der süddeutschen Längsanlage bezeichnen darf, ist denn doch noch sehr fraglich. Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Grundriß der Altstadt von Krossen an der Oder<sup>284)</sup> in Schlesien recht genau dem von Waag-Neustadtl entspricht. Ein „süddeutscher“ Einfluß ist zumindest hier fraglich. Waag-Neustadtl hat recht regelmäßige Baublöcke. Im Jahre 1449 wird die Stadt ausdrücklich als nicht ummauert bezeichnet, aus dem heutigen Stadtplan läßt sich aber noch gut der Zug einer einstigen Umwehrung von ovaler Form erkennen, die anscheinend nur aus Graben und Palisaden auf einem Wall bestand<sup>285)</sup> und auf die sich schon eine Nachricht von 1398 bezieht (siehe unten). Zum Teil war Waag-Neustadtl auch recht gut durch das Gelände, besonders durch den Steilabfall im Osten, geschützt, hier, und zwar in der Südostecke der Stadt, bildete die Probsteikirche wohl einen Stützpunkt der Stadtverteidigung. In dieser Kirche hat sich ein Teil, und zwar der Turm einer älteren romanischen Kirche erhalten, die noch von dem Vorläufer der Stadt, einem wohl armseligen Dörflein, stammen muß<sup>286)</sup>. Diese ländliche Siedlung hat keine Spur im späteren Stadtgrundriß hinterlassen. Waag-Neustadtl wird erst recht spät in rechtlichem Sinn Stadt. 1253 ist die Siedlung ein mit Vorrechten ausgestattetes königliches Dorf<sup>287)</sup>, das aber bald unter einen Grundherrn gerät; gegen Ende des 14. Jh.s wird dann aus der ländlichen Siedlung eine städtische, allerdings nur eine grundherrliche, die 1398 als befestigt bezeichnet wird. In dieser Zeit muß mit einem größeren Zustrom von Leuten gerechnet werden, die städtisches Leben kannten und

<sup>284)</sup> Plan bei F. SCHILLING, Ursprung und Frühzeit des Deutschtums im Lande Lebus und in Schlesien (Ostdeutsche Forschungen, Band 4/5). Leipzig 1938, Tafel 28 b.

<sup>285)</sup> MENCL, Středověká města, S. 163.

<sup>286)</sup> Ders., Středověká architektúra, S. 334 ff.

<sup>287)</sup> FEJÉR, Cod. dipl. Hung. IV/2, S. 174 f.

die die Träger einer Stadtkultur sein konnten. Daß es vorwiegend Deutsche gewesen sind, steht außer Zweifel. Die Gründung einer Probstei, in die der Prager Orden der Augustiner berufen wurde, zeigt, daß der neuen Stadt einige Bedeutung zukam. 1414 wird Waag-Neustadtl erstmalig ausdrücklich als Stadt, und zwar als Nova Civitas, genannt<sup>288</sup>). 1550 bekommt die Stadt dann Tyrnauer Recht, sie darf nunmehr Richter und Rat frei wählen und Märkte abhalten. D. h., daß sie damit endlich aus der Bevormundung der Grundherren gelöst waren.

Herkunft und Schicksal der deutschen Stadtgründer von Topoltschan und Waag-Neustadtl sind unbekannt. Daß beide Städte im stärksten volklichen Einflußbereich des bayrischen Stammesgebietes liegen, ist sicher<sup>289</sup>). Man könnte deshalb vielleicht annehmen, daß in der Anlage der beiden Städte, bei denen so deutlich die Längsachse betont wird, sich auch eine bayrische Beteiligung ablesen läßt. Es muß aber auch darauf gewiesen werden, daß die als „süddeutsch“ bezeichneten Längsanlagen auffallend weit nach Norden verbreitet sind. Wenn hier von dem Vorkommen in Obersachsen abgesehen werden soll, das aus oberdeutscher Wurzel erklärt werden kann<sup>290</sup>), so fällt doch die ganz bezeichnende Straßenmarktanlage Braunsberg in Ostmähren auf, die den Namen des niederdeutschen Grafen BRUNO VON SCHAUMBURG-HOLSTEIN trägt; noch weit bemerkenswerter sind freilich die Straßenmarktanlagen im deutschen Nordosten (etwa Marienburg und Königsberg in Preußen)<sup>291</sup>). Die Frage bedarf also noch einiger Erörterung.

Weit unmittelbarer im bayrischen Einflußbereich liegt dann allerdings Freistadtl, von der man sagen kann, daß sie die Nachbarstadt Tyrnaus ist, dessen einst bayrisches Volkstum uns wohlbekannt ist. Südöstlich von Freistadtl liegt dann Neutra, über dessen einst ebenfalls deutsches Bürgerstum wir zwar nichts Näheres wissen, von dem wir aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen können, daß es bayrisch bestimmt war. Unter der Burg Hlohowitz an der Waag, die zum System der ungarischen Grenzburgen gegen Böhmen gehörte und die erstmalig urkundlich im Jahre 1113 genannt wird<sup>292</sup>), wuchs ein gleichnamiges, unregelmäßiges Dorf, neben dem dann im 14. Jh. nach dem deutschen Rechteckschema die deutsche Stadt Freistadtl angelegt wurde. Der Platz ist nicht ganz regelmäßig geraten und

<sup>288</sup>) G. WENZEL, *Stibor vajda*. Budapest 1874, S. 160.

<sup>289</sup>) Verf., *Zur Deutschtumsgeographie der Slowakei*. Zeitschrift für Erdkunde 7, 1939, S. 220.

<sup>290</sup>) B. SCHIER, *Böhmisch-sächsische Volkstumseinheit im Spiegel der Sachforschung*. Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 12, 1937, S. 87 ff.

<sup>291</sup>) Verf., *Forschungen zur Volkstumsgeographie des südschlesischen Stammesgebietes* (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde 24). Reichenberg 1940, S. 34f.

<sup>292</sup>) CHALOUPECKÝ, *Staré Slovensko*, S. 229.

hat die Form eines Trapezes, auf ihm steht in der Richtung der Längsachse die Pfarrkirche. Die um den Platz stehenden Häuserblöcke zeigen in ihrer Regelmäßigkeit ebenfalls die planende Hand der deutschen Stadtgründer. Aus mehr bestand die alte Stadt nicht. 1365 sind beide Siedlungen, die grundherrliche Ortschaft und die Nova Civitas ausdrücklich nebeneinander genannt. Der Einfluß der deutschen Stadt auf die slawische Siedlung blieb nicht aus. Nachdem schon lange vorher die Bewohner des Dorfes ihre Robot nach deutschem Recht durch Geld abgelöst hatten und das Dorf immer mehr wuchs, erhielt es 1496 die Freiheiten von Freistadt, mit dem es ja schon zu einer siedlungsmäßigen Einheit zusammengewachsen war<sup>293</sup>). Leider wissen wir gar nichts, welcher Art und welcher Herkunft die Freiheiten und Rechte von Neustadt waren. Das Zusammenwachsen mit dem slowakischen Burgdorf wird für die völkische Entwicklung von Freistadt entscheidend geworden sein, das Deutschtum wird dadurch der Umvolkung anheimgefallen sein. Wieder fehlen uns Anhaltspunkte über Herkunft und Schicksal des Deutschtums. Man möchte zumindest vorwiegend an Bayern denken; Mitteldeutsche sind dabei keineswegs unmöglich oder gar ausgeschlossen, man könnte sich sogar vorstellen, daß Freistadt die Brücke des mitteldeutschen Volkstums, eine Art Vorposten gegen Tyrnau gebildet hat, in dessen mittelalterlicher Kanzleisprache es ja nicht an mitteldeutschen Einsprengeln fehlt. Aber das sind eben nur alles Vermutungen und nicht mehr. Es darf aus dem Stadtgrundriß keineswegs mit Gewalt auf eine mitteldeutsche Siedlerschicht geschlossen werden, denn es handelt sich doch auch um eine ausgesprochene Spätgründung aus einer Zeit, in der solche Schlüsse durchaus unangebracht sind<sup>294</sup>).

In Waag-Neustadt und in Freistadt ist für das 18. und das 19. Jh. deutsches Volkstum sicher bezeugt, ohne daß über einen Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Deutschtum der beiden Städte Klarheit bestünde.

### Stadttypen und Kulturformenräume

Es gilt nun noch, zusammenfassend die in der Vorbemerkung aufgestellten Grundsätze und Gesichtspunkte für den ganzen Raum der Slowakei zu erörtern. Als erster Gegensatz ist der zwischen den geplanten, in einem Guß entstandenen Stadtanlagen und den allmählich gewachsenen Städten zu nennen. Unter Berücksichtigung der schriftlichen Überlieferung hat es sich in allen Fällen recht deutlich herausarbeiten lassen, wo eine vor-

<sup>293</sup>) MENCL, Středověká města, S. 129.

<sup>294</sup>) Man sehe sich einmal die Stadtformenkarte von Böhmen bei A. HOENIG, Deutscher Städtebau in Böhmen (nach S. 28) an, die auch im bayrischen Teil des Landes genug Anlagen nach dem ostdeutschen Kolonialschema aufweist.

städtische Entwicklung auch noch im Grundriß erkennbar ist. Vom Standpunkt der Typologie muß man freilich durch einen Gründungsakt entstandene und allmählich gewachsene Anlagen zusammenhalten, sofern sie eben die gleichen Grundrißformen aufweisen. Denn es liegt durchaus die gleiche Absicht vor, ob nun auf „grünen Rasen“ eine Stadt nach dem ostdeutschen Kolonialschema ausgesteckt wurde, oder ob in oder neben eine ältere ländliche oder bergmännische Siedlung ein Marktplatz nach den Grundsätzen des ostdeutschen Kolonialschemas gebaut wurde. Maßgeblich für die Beurteilung als Stadtanlage bleibt allein, was bei der Stadtwerdung errichtet wurde und nicht das, was schon vorher bestand. Bei den Angermärkten ist es gar nicht möglich mit Sicherheit zu entscheiden, ob die Siedlung in dieser Form als Stadt geplant wurde oder ob sie einen dörflichen Vorläufer derselben Grundrißform hatte, die einfach von der Stadtsiedlung fortgesetzt wird. Wohl war es bei Zipser Neudorf möglich zu sagen, daß der große Anger der Dorfsiedlung entstammt, aber bei den anderen Städten ist die Beantwortung dieser Frage schon sehr schwierig, denn hier liegt in der Siedlungsform nicht der geringste Unterschied zwischen dem Angerdorf und der Stadt mit Angermarkt vor. Dasselbe gilt von den Städten mit Marktstraßen.

Wenn wir zuerst der Frage nachgehen, ob etwa die verschiedenen Stadttypen im wesentlichen doch verschiedenen Zeiten entstammen, also eine zeitliche Schichtung erkennen lassen, so ist zuerst hervorzuheben, daß die am wenigsten eine Planung zeigenden Formen der Städte mit Marktstraßen und Straßenmärkten, die häufig zugleich gewachsene und nicht geplante Siedlungen sind, den verschiedensten Zeiten angehören. So ist z. B. Schemnitz im frühen 13. Jh. entstanden, das unferne Königsberg aber erst im fünften Jahrzehnt des 14. Jh.s. Dabei war die letztere Stadt trotz ihrer unregelmäßigen Grundrißgestaltung nicht etwa als Bergleutedorf geplant gewesen, sondern die Pukanzer Bürger waren sicher mit der festen Absicht ausgezogen, hier eine neue Bergstadt zu schaffen, die freilich ohne Plan wuchs. Das ist aber eine Ausnahme. Die Gruppe der Städte mit Marktstraßen und Straßenmärkten ist jedoch kaum geeignet, überhaupt ernstlich daraufhin untersucht zu werden, ob diese Anlagen von einer bestimmten Zeit bevorzugt wurden, denn es handelt sich ja in den seltensten Fällen um Siedlungen, die von vornherein als Städte angelegt wurden. Gewiß ist Tyrnau nach diesem Prinzip planmäßig erweitert worden oder die Bergstadt Königsberg ohne Plan rasch als solche Anlage erstellt worden, aber in den meisten Fällen sind doch ältere dörfliche oder bergmännische Siedlungen einfach mit Stadtrecht begabt worden und die durch die betreffenden Orte ziehenden Hauptverkehrsstraßen wurden als Marktstraßen — oder erweitert als Straßenmärkte — zu den Mittelpunkten des neuen, des städtischen Lebens. Das war zu allen Zeiten möglich und wir können deshalb nur feststellen,

daß durch das ganze Mittelalter hindurch die Erstellung eines besonderen städtischen Marktplatzes nicht immer als notwendig erachtet wurde. Ob sich dabei etwa landschaftliche Unterschiede ergeben, darauf ist weiter unten einzugehen.

Ähnlich liegen die Fälle der Angermärkte, denn wir wissen ja nicht immer, ob nicht etwa ein schon lange bestehendes Straßenangerdorf erst viel später mit Stadtrecht begabt wurde. Bei Zipser Neudorf, das im ersten Jahrzehnt des 15. Jh.s Stadt wird, haben wir dafür ein Musterbeispiel, denn die Grundrißform ist bereits erheblich älter, sie geht in das 13. Jh. zurück. Die jüngste Stadt nach dem Prinzip des Angermarktes ist das der ersten Hälfte des 14. Jh.s entstammende Bergstädtlein Pukanz, das nun freilich wieder einen Vorläufer hatte, von dem es uns allerdings nicht wahrscheinlich schien, daß es ein Straßenanger gewesen ist. Können wir hier keine sichere Entscheidung treffen, so gehen doch alle anderen Straßenmärkte erwiesenermaßen in das 13. Jh. zurück. Die späteren Stadtgründungen vermeiden diese Planung.

Durch das gesamte Mittelalter hindurch wurde dann das ostdeutsche Kolonialschema bei den Stadtgründungen in der Slowakei verwendet, so schon bei Karpfen, das 1238 sicher bezeugt wird, bei dem 1320 gegründeten Bartfeld oder dem 1380 angelegten Bries.

Haben nun die verschiedenen hauptsächlichen Zwecke der einzelnen Städte — Berg-, Gewerbe-, Handelsstädte — etwa ursächlich auf die Grundrißform eingewirkt, d. h., sind diese verschiedenen Zwecke für die Wahl dieses oder jenes Grundrisses maßgeblich gewesen? Die Tatsache, daß die Bergstädte meist gewachsene Siedlungen sind — in die dann wohl auch viereckige Plätze eingebaut wurden — und daß diese naturgemäß demgemäß Marktstraßen- bzw. Straßenmarktanlagen darstellen, darf nicht hier eingeordnet werden. Denn es liegt ja nicht die Bevorzugung dieser Form vor, sondern die Form geht einzig und allein auf die Art der unregelmäßigen Entstehung zurück. Bei den Bergstädten spielte zudem der Marktplatz keine primäre Rolle, doch wurde im Verlauf der weiteren Entwicklung jede rechte Bergstadt zum wirtschaftlichen, marktmäßigen Mittelpunkt für die Umgebung, auch für die nichtbergmännischen Orte. Nicht alle Bergstädte sind Anlagen mit Marktstraßen bzw. Straßenmärkten, ist doch Kremnitz von vornherein planmäßig nach dem ostdeutschen Kolonialschema begründet worden, dasselbe gilt von Bries. Dann zeigt der Bergort Pukanz einen Angermarkt. Von den Handels- und Gewerbestädten gilt, daß bei ihnen Straßenmärkte und Marktstraßen selten sind; hier muß besonders auf Tyrnau gewiesen werden, das als Stadt eine Erweiterung durch eine Marktstraße erfuhr, die seitdem die Achse des Lebens der Stadt wurde. Nahezu alle Angermarktstädte sind dann in die Gruppe der Gewerbe- und

Handelssiedlungen einzuordnen, die meisten Gewerbe- und Handelsstädte sind allerdings dem ostdeutschen Kolonialschema zuzuweisen; das gilt sowohl von den durch einen einmaligen Gründungsakt entstandenen, durchaus planmäßigen Städten wie auch von denen, die einen Vorläufer hatten. Da der viereckige Marktplatz zu einem Kennzeichen der Städte geworden war, so wurde er im Zuge der Stadterhebung sehr oft einer bereits bestehenden Siedlung eingefügt.

Nur eine Tatsache war halbwegs zu fassen: daß die Städte mit Angermärkten einer älteren Schicht angehören. Es ist in diesem Zusammenhang auch durchaus bezeichnend, daß nicht ein einziger älterer Ort anlässlich der Erhebung zur Stadt durch einen Angermarkt erweitert wurde.

Wir sahen weiter, daß es gar nicht möglich ist, nur diese oder jene Fragestellung über die Ursachen der verschiedenen Verwendung der einzelnen Stadttypen allein anzuwenden. Es hat sich von selbst ergeben, daß die einzelnen Fragestellungen gar nicht voneinander zu trennen sind oder man erfaßt immer nur gewisse Stadttypen, nicht aber die Gesamtheit. Es bleibt nun noch die Frage zu beantworten, die uns bereits bei der Behandlung der einzelnen Städte am meisten bewegt hat: wie weit läßt sich ein Einfluß der stammesmäßigen Herkunft der deutschen Stadtgründer bei der Wahl der einzelnen Typen verfolgen? Das heißt mit anderen Worten, nach den Beziehungen der Stadttypenlandschaft zur Kulturformenlandschaft zu fragen. Diese Frage wird am besten zusammen mit der beantwortet, ob nicht in den einzelnen Landschaften — trotz verschiedener Herkunft der deutschen Stadtgründer — bestimmte Formen der Stadtanlagen bevorzugt werden.

Dabei muß allerdings in Rechnung gestellt werden, daß die Slowakei ein derart kleiner Ausschnitt aus der ostdeutschen Städteformenlandschaft ist, daß Schlüsse nur mit äußerster Vorsicht und unter allen Vorbehalten gezogen werden können. Dies nicht zuletzt, weil eine alle Stadtsiedlungen erfassende Formenkarte sowohl über das nördliche anschließende galizische Gebiet als auch über das südlich benachbarte Ungarn noch nicht vorliegt, ganz abgesehen davon, daß wir z. B. auch noch nicht Mähren — das wegen seiner ostmitteldeutsch-bayrischen Durchdringung und Überschichtung ein besonders dankbares Vergleichsgebiet wäre — in dieser Hinsicht bearbeitet haben; ähnliches gilt vom schlesischen Raum und von anderen westlich von der Slowakei gelegenen Gebieten.

Einen Vergleich der Karte der mittelalterlichen deutschen Stammeslandschaften in der Slowakei mit der Karte der Stadttypen ergibt zunächst nicht allzuviel. Wir sehen indes deutlich, daß die beiden schlesischen Kernpunkte in der Slowakei, Sillein und im Nordwesten Bartfeld im Nordosten Regelanlagen nach dem ostdeutschen Kolonialschema sind, wobei Sillein

noch dazu die klarste ostdeutsche Zentralanlage in der Slowakei darstellt. Nun ist auch Karpfen im Gebiet der niederungarischen Bergstädte eine sehr regelmäßige Anlage nach dem ostdeutschen Kolonialschema; daß die Stadtgründer Ostmitteleutsche waren, besagt das Magdeburger Recht. Wenn auch bayrisches Volkstum bald die völlige Überhand gewinnen konnte, so zeugt neben dem Recht doch wohl auch der Stadtgrundriß für eine „nördliche“ Herkunft der Stadtgründer, denn er stammt noch aus der ersten Hälfte des 13. Jh.s. Wäre die Stadt erst später angelegt worden, so müßte die Wahl des Grundrisses mit noch mehr Vorbehalten mit der Herkunft der Stadtgründer in Beziehung gebracht werden. Denn im Verlauf der weiteren Entwicklung tritt das ostdeutsche Kolonialschema gewissermaßen einen Siegeszug durch die Slowakei an, die Stadtwerdung ist fast immer mit der Erstellung eines viereckigen Marktplatzes verbunden. Nur eine einzige Stadt, die von Schlesiern gegründet wurde, hat einen Angermarkt: Pudlein. Da aber eben Angermärkte unter den ältesten schlesischen Städten nicht fehlen, so braucht nicht an einen außerschlesischen Einfluß gedacht werden. Daß die ostdeutschen Kolonialanlagen nähere Beziehungen zum mitteldeutschen Gebiet der Slowakei zeigen, geht am besten daraus hervor, daß sie sich im Norden des Landes häufiger finden als im Süden, im Einzugsbereich des bayrischen Volkstums.

Das Zipser deutsche Volkstum, das infolge seines flämischen Grundstockes eine Sonderstellung einnimmt, hat erwartungsgemäß keine eigene, eigenständige Stadtanlage entwickelt. Dazu war die Gruppe zwischen den großen schlesischen und bayrischen Einflußbereichen und Strahlgebieten doch viel zu klein. Man muß auch in Betracht ziehen, daß die ältesten Zipser Siedlungen keine Städte, sondern Dörfer gewesen sind, daß die Städte im deutschen Volksgebiet der Zips erst Jahrzehnte nach der Landnahme errichtet wurden. Wir sehen wieder von den 24 „Zipser Städten“ ab, ebenso von den Zipsgründer Bergstädtlein, da sie im Mittelalter nie in rechtlicher Hinsicht (und auch nicht in wirtschaftlicher Hinsicht) wirkliche Städte gewesen sind. Auf dem Gebiet der Oberzips, in der sich das Zipser deutsche Volkstum allein ohne weitergehende andersstammliche deutsche Beimischung erhalten hat, gibt es zudem nur drei Städte. Davon ist Käsmark um eine Straßengabelung allmählich gewachsen und Zipser Neudorf erst im 15. Jh. ohne Veränderung des Grundrisses zur Stadt erhoben worden. Nur Leutschau ist auf „grünen Rasen“ als streng regelmäßige ostdeutsche Zentralanlage von großem Umfang geschaffen worden. Und zu dieser bedeutenden Stadtgründung hat man wohl erfahrene Landmesser berufen.

Auffallend bleibt aber nach wie vor die Gruppe der vier Städte mit Angermarkt in der östlichen Slowakei: Zipser Neudorf, Kaschau, Preschau und Klein-Zeben. Kann nun auch bei den drei zuletzt genannten Städten

nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob sie von vornherein als städtische Siedlungen geplant worden sind, so ist dies doch nicht unwahrscheinlich. Zipser Neudorf scheint dann die Herkunft dieses Typs zu erklären; es ist als Straßenangerdorf gegründet worden wie so viele andere Zipser Siedlungen, zählten sie nun zum Bund der „24 Zipser Städte“ oder nicht. Die ganz enge Verbindung des Klein-Zebener und des Preschauer Deutschtums mit dem Zipser deutschen Volkstum geht aus der Verleihung des Zipser Rechtes hervor, in Preschau — Klein-Zeben ist daraufhin noch nicht untersucht — ist der Zipser Anteil deutlich in der Kanzleisprache zu erkennen. Dasselbe gilt von Kaschau, das allerdings nicht die rechtlichen Beziehungen aufweist. Das Zipser Deutschtum war, als die drei Städte entstanden, auch schon so gefestigt, daß es Siedler aussenden konnte. Und das nördlich der drei Städte gelegene Gebiet an der galizischen Grenze mit dem späteren Hauptort Bartfeld war damals von der deutschen Siedlung noch nicht erfaßt. Es scheint uns demnach, daß der Angermarkt in diesem Gebiet eine Sonderentwicklung aus der in der Zips häufigen Straßenangersiedlung darstellt.

Die Zuordnung der Angermärkte in der Ostslowakei zu den süddeutschen Längsanlagen scheint uns nicht statthaft, es fehlen in dem bayrischen Siedlungsgebiet der Slowakei — was allerdings noch kein unbedingter Beweis ist — auch die Verbindungsglieder.

Im einstigen bayrischen Kerngebiet der Slowakei liegen Preßburg, Modern und Tyrnau. Verhältnismäßig spät ist in die Preßburger Straßengabelung der viereckige Marktplatz eingebaut worden, Tyrnau war ein Straßenangerdorf, das durch eine Marktstraße erweitert wurde, Modern hat eine Marktstraße. Das ist ein einheitliches Bild mit dem wohl doch erwähnenswerten negativen Ergebnis, daß es hier keine Plananlagen nach dem ostdeutschen Kolonialschema gibt. Das Gebiet der sieben niederungarischen Bergstädte, der Raum, in dem die als „pergstädterisch“ bezeichnete bayrisch-ostmitteldeutsche Mischmundart gesprochen wurde, in dem es ja auch nicht an zipserischen und westdeutschen Einsprengeln fehlt, bietet auch in den Formen der Stadtgrundrisse ein weitgehendes Mischungsgebiet. Neben den Straßenmarktsiedlungen Schemnitz, Königberg, Libethen und Slowakisch-Lipsch liegen die beiden alten Angermärkte Altsohl und Neusohl und der jüngere Angermarkt Pukanz, ferner die nach dem ostdeutschen Kolonialschema geplanten Städte Karpfen, Kremnitz und Bries. Karpfen gehört zu den ältesten Städten, Kremnitz zu den jüngeren und Bries zu den Spätgründungen. Daß in den schlesischen Siedlungsgebieten durchaus das ostdeutsche Kolonialschema gilt, zeigen noch Deutsch-Proben, der Hauptort der Deutsch-Probener Deutschtumsgruppe, und die beiden Tochttersiedlungen der schlesischen Kernpunkte, das von Sillein aus

begründete Königsberg an der Kischütz und das von den Bartfeldern geschaffene Städtlein Stropko. In den anderen Gebieten sind, wenn man von Einzelfällen absieht, Straßenmärkte bzw. Marktstraßen und ostdeutsche Kolonialanlagen nicht selten mit späterer Einfügung eines viereckigen Platzes in einen bereits bestehenden Ort. Mehr als die Einzelhinweise in den betreffenden Abschnitten — die eben nur als Hinweise mit allen Vorbehalten aufzufassen sind — kann nicht gesagt werden, was zum Teil daran liegt, daß wir über die deutschen Stadtgründer eben in diesen Fällen oft noch zu wenig wissen.

Daß Beziehungen zwischen der Herkunft der deutschen Stadtgründer und der Verwendung bestimmter Stadttypen bestehen, konnte doch wohl in einer entscheidenden Zahl von Fällen wahrscheinlich gemacht werden. Es ist auch deutlich geworden, daß nicht etwa in einer Landschaft — ohne Rücksicht auf das Volkstum — diese, in der anderen aber jene Grundrißformen bevorzugt verwendet werden.

Nachbemerkung: Die Arbeit ging in Druck, als sich der Verf. bereits als Soldat bei der Feldtruppe befand. Es stellten sich auch noch andere zeitbedingte Schwierigkeiten ein, so daß auf die Beigabe eines Bilderteiles leider verzichtet werden mußte.

H. W.